1996

Dietrich Behrends
Vor 50 Jahren: „Wählt wen Ihr wollt, aber wählt“ / Durch Ersatzwahl kam Luise Albertz in den ersten freigewählten Rat 24

Helmut Kawohl
Renaissance der Tram / In Oberhausen fährt seit 1996 wieder die Straßenbahn 29

Pia Ann Gram
Oberhausen liegt in Camogli / CVJM – Ein etwas anderer Urlaub an der italienischen Riviera 34

Peter Hoffmann
Ein Ständchen für den Preußenkönig / „Amicitia“ Holten ältester Chor im Sängerkreis Oberhausen 38

Thomas Machoczek
Schwarzbrot aus dem Bildungsalltag / Die Volkshochschule bereitet sich auf neue Aufgaben vor 42

Klaus Müller
Hier klappt’s mit den Nachbarn / Deutsche Städtereklame: ein guter Partner für Oberhausen 47

Sascha Unger
Anonymität ist ein Fremdwort / Siedlergemeinschaften schreiben das Miteinander groß 51

Dietrich Behrends
Brücken über Ströme und Schluchten geschlagen / Sterkrader GHH-Ingenieur im Urwald von Kamerun 54

Michael Schmitz
Zur richtigen Zeit am richtigen Ort / Edwin Healey – Boss der neuen Mitte 60

Goetz Bornmann
Die Schmutzfinken im Visier / Schauplatz Chemisches Untersuchungsamt 70

Georg Howahl
Warten bis er beißt / 6000 Petrijünger werfen in Oberhausener Gewässern ihre Angeln aus 74

Roland Günter
Ein Ort des Nachdenkens / 150 Jahre Arbeitersiedlung Eisenheim 78

Thomas Finkemeier
Draußen gibt es keinen Briefkasten / Viele Ursachen für Obdachlosigkeit und Nichtseßhaftigkeit 83

Klaus Müller
Das Wandern ist der „Sauerländer" Lust / Osterfelder Abteilung feiert 75jähriges Bestehen 86

Hans-Walter Scheffler
Nicht auf Sand gebaut / Die Neue Mitte verändert das Gesicht der Stadt 92

Michael Petrykowski
Mit Tempo 40 „auf die Vollen" / Leistungskegler müssen hart trainieren 97

Klaus Feldkeller
Aus einem Guß / Kunst ein stolzer Zweig der Babcock-Gießerei 100

Hans-Walter Scheffler
„Die tun nur ihre Arbeit" / 29 städtische Politessen stehen ihren Mann 104

Michael Schmitz
Ein Schiff wird kommen / In Lirich entstand ein Hafen für Sportskipper 108

Michael Schmitz
Närrische Wahrheiten und Weisheiten / Ritter des Eulenordens mit zwanzigjähriger Tradition 112

Glück' auf, der Steiger kommt / Sparkasse: Oberhausener Chöre im Wandel der Zeit 116

Helmut Kawohl
Blick zurück auf 1995 / Oberhausener Schlagzeilen 118

Michael Schmitz
Venceremos K 14 / Die Fabrik ist eine der ältesten Polit- und Kulturinitiativen in Deutschland 122

OBERHAUSEN '96

Ein Jahrbuch

TITELBILD:
Wächst und wächst: die Großbaustelle CentrO. in der Neuen Mitte – hier ein Blick auf den künftigen Haupteingang des Einkaufszentrums

RÜCKSEITE:
Ein Modell zeigt, wie der Haupteingang des CentrO.-Einkaufszentrums im Herbst 1996 aussehen wird.

HERAUSGEBER:
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen – Bereich Öffentlichkeitsarbeit –
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtsparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages

KONZEPTION UND REDAKTION:
Helmut Kawohl, Ha-Jo Plitt, Michael Schmitz

GESTALTUNG:
Claus Schneider

FOTOS:
Archiv Dietrich Behrends · Manfred Ehrich
GHH-Archiv · Dominique Heidenreich · Werner Joppek
Michael Neuhaus · Privatarchive · Stadtarchiv Oberhausen
Stadt Oberhausen · Thomas Thöne · WAZ-Archiv

„Momente" Michael Schade

HERSTELLUNG:
Reproduktionen, Satz und Druck
Plitt Druck- und Verlag GmbH, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09

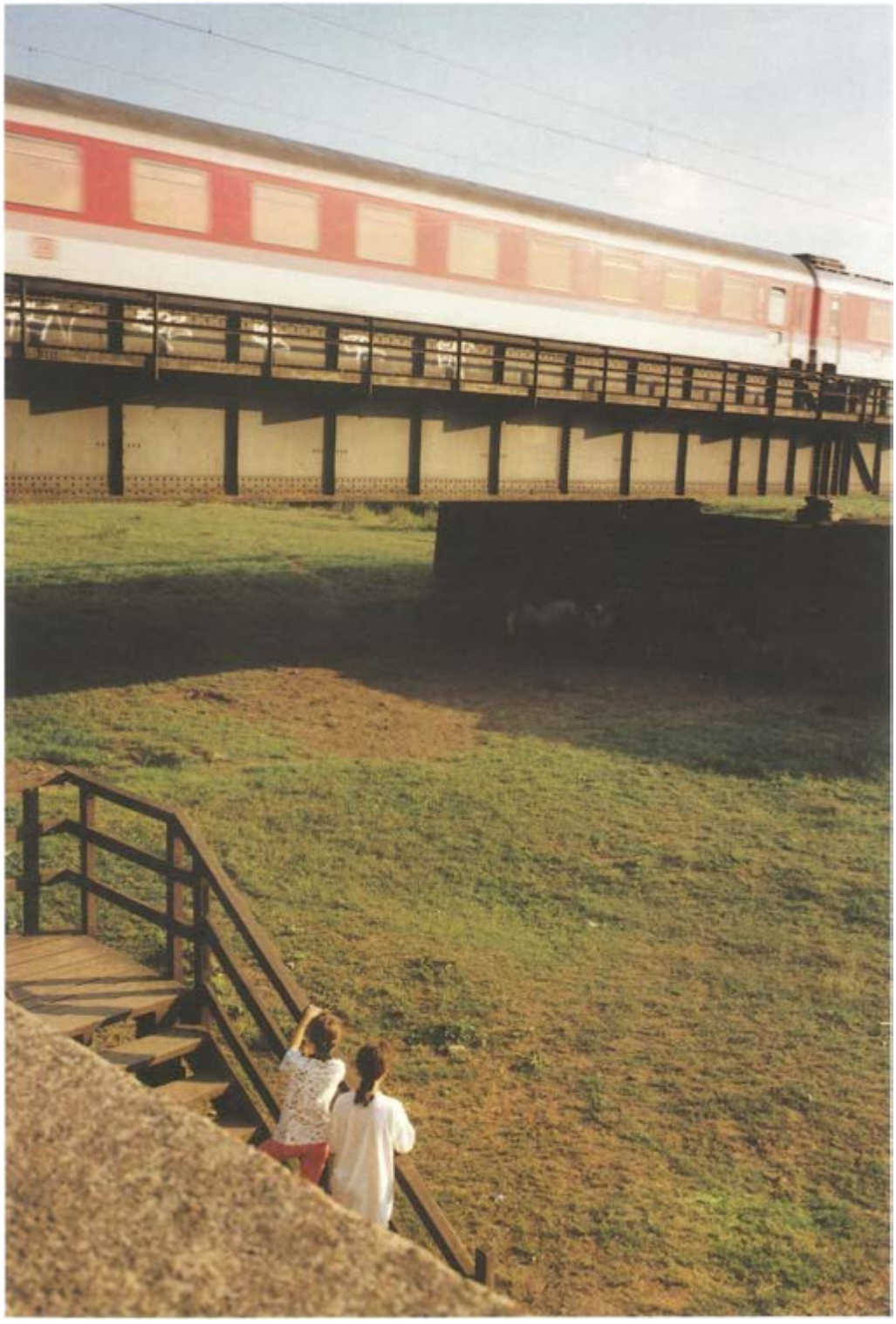
November 1995

DRUCK- UND VERLAG GMBH
OBERHAUSEN

MOMENTE

Momentaufnahmen aus Oberhausen und der Umgebung formt der Berliner Fotograf Michael Schade zu einem Bilderbogen, der, wenn man so will, unsere Stadt und ihre Region in Bruchteilen von Sekunden widerspiegelt. Der 31jährige studiert an der Hochschule für Graphik und Buchkunst in Leipzig, machte dort 1995 sein Diplom. Klein, drahtig, blond und bescheiden und ein Meister der fotografischen Kunst, wie die Bildgeschichte dokumentiert, die, wie rechts zu sehen, mit einer Übung im Kunstspringen von der Brücke des Rhein-Herne-Kanals spiegelbildlich beginnt. Auf Motivsuche in Oberhausen machte sich Michael Schade mit dem Fahrrad, ein Onkel von ihm ist übrigens Arzt in Sterkrade.

Filzball-Idylle: Eine Tennis-Lehrstunde mit Licht und Dunkel wird auf dem OTHC-Gelände im Kaisergarten erteilt ...



... während zwei Mädchen mit Blick auf die Alstadener Ruhrbrücke vom Zug träumen, der nach ‚Irgendwo' fährt.

Von der Bergehalde
der Bottroper Schacht-
anlage Prosper Haniel
aus schweift die Kamera
des Fotokünstlers über das
Ruhrgebiet und seine
letzten Zeugen industri-
eller Vergangenheit ...

... aber in des Kaisers
Garten probt die Jugend
mit Pfeil und Bogen
den Aufbruch in eine
neue Zeit, eine Zeit
der Freizeiten.

Ein einsamer Kanute zieht
auf dem Rhein-Herne-Kanal
seine Bahn, schwebt lautlos
vorbei an frühherbstlichen
Stimmungen ...

... die auch eine Passantin
in unmittelbarer, vom Foto-
grafen aber verheimlichter
Nähe zur Liricher Müllver-
brennungsanlage genießt.

Und wieder kreuzt
eine Brücke in Richtung
Raffelberg eine der
Wasseradern des Reviers,
zwei Symbole pulsierenden
Lebens ...

... während sich hinter diesem tristen Blech-Ensemble der Bau der ÖPNV-Trasse über den Kanal als Sinnbild neuer Beweglichkeit verbirgt.

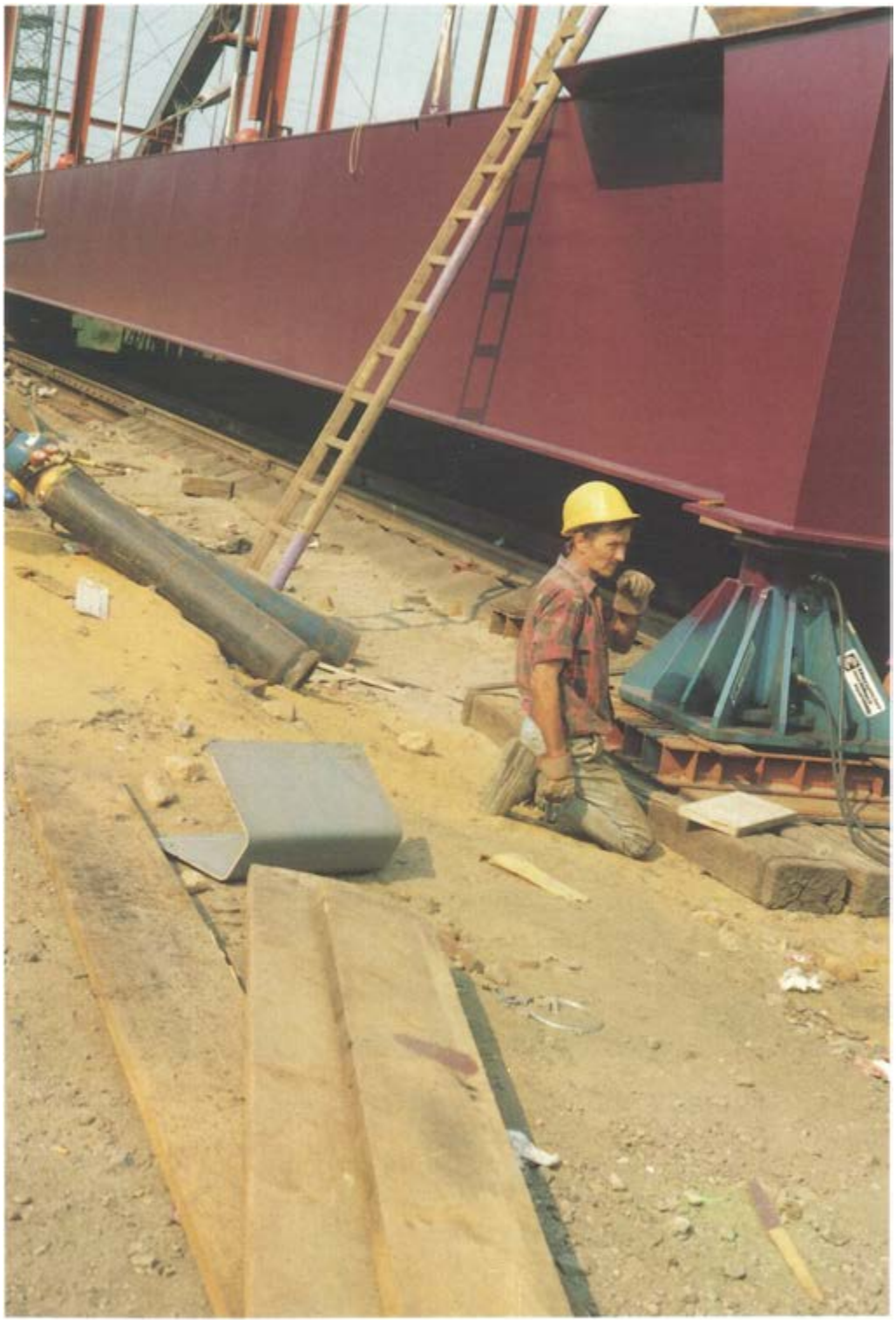
Wie Miniaturen aus der Spielzeugkiste nehmen sich vom Dach des Gasometers die Parkplatz-Protagonisten aus ...

... aber die Besucher des industrie-geschichtlichen Wahrzeichens genießen aus 117 Meter Höhe den Blick aufs kleine, schräge *O.*'.

Jogging auf dem Damm
des Alstadener Ruhrparks,
da läuft man(n)/frau
meilenweit für?
Nein, nicht dafür,
für die Fitneß ...

..., High noon' auf Oberhausener Art demonstrieren dagegen junge Cowboys and -girls bei einem Western-Treff.

Und erneut ist der Kanal Trainingslager, diesmal für junge Kanuten, die ihre Boote vor schweißtreibendem Training zu Wasser lassen ...



... aber auch der vorschriftsmäßig behelmte Kollege vergießt beim Bau einer Brücke für die neue Straßenbahntrasse reichlich Körperflüssigkeit.

Kaum zu glauben,
aber wahr, in Vonderort
wird König Fußball
ganz altertümlich
noch auf einem Aschen-
platz präsentiert ...

... und die Kamera wirft
einen letzten, momentanen
O.-Blick ganz verstohlen
durch einen Zaun auf das
Sterkrader Hirsch-Gelände.

VOR 50 JAHREN: „WÄHLT, WEN IHR WOLLT, ABER WÄHLT!“

Durch Ersatzwahl kam Luise Albertz in den ersten freigewählten Rat

DIETRICH BEHRENDS

Das zweite Jahr seit Kriegsende „war ein Notjahr im wahrsten Sinn des Wortes“, heißt es in einem Rückblick der Stadtverwaltung auf 1946. Und weiter: „Auf keinem Gebiet des öffentlichen Lebens zeigte sich auch nur eine Spur der Besserung.“ Im Gegenteil: Die Ernährungslage verschlimmerte sich von Monat zu Monat, auch eine Folge des in die zerbombte Stadt fließenden Flüchtlings- bzw. Vertriebenenstroms. An einen gezielten Wiederaufbau war nicht zu denken. Ein ungewöhnlich strenger Winter verschärfte noch die Lage. Im Verwaltungsbericht ist von einer Verelendung die Rede, die eine fortschreitende Demoralisierung zur Folge habe. Einen Lichtblick gab es dagegen bei den von bitterer Not begleiteten Bemühungen um einen demokratischen Neuanfang, um den Aufbau einer kommunalen Selbstverwaltung. Am 13. Oktober 1946 fand auch in Oberhausen die erste freie Wahl seit 1933 statt. Die Kommunalwahl vor 50 Jahren brachte bei starker Beteiligung ein überzeugendes Votum für die demokratischen Parteien.

Dieses erfreuliche Ergebnis war nicht unbedingt zu erwarten gewesen. Vielmehr hatte die Befürchtung nahegelegen, daß sich die trostlose Lage negativ auf die Wahlbeteiligung auswirken, daß die mit der Bewältigung der Alltagsprobleme vollauf beschäftigt gewesene Bevölkerung hinsichtlich der Wahrnehmung ihrer Bürgerrechte in Lethargie verfallen, den Politikern die kalte Schulter zeigen würde. Vor der Wahl wurden deshalb im Oberhausener Amtsblatt und in den Tageszeitungen beschwörende Appelle veröffentlicht: “Macht Gebrauch von Eurem Wahlrecht! Wählt, wen Ihr wollt, aber wählt!“ Die Appelle hatten Erfolg: Die Wahlbeteiligung erreichte in Oberhausen 82,2 vH.

Verfassungsgrundlage der Wahl war die am 1. April 1946 in Kraft getretene “revidierte deutsche Gemeindeordnung“ nach englischem Muster. Im Gegensatz zur alten rheinischen Bürgermeisterverfassung stärkte die neue Gemeindeordnung die Position des Rates gegenüber der Verwaltung und brachte die Aufteilung der Funktionen des früheren Oberbürgermeisters (bzw. Bürgermeisters in den kreisangehörigen Städten und Gemeinden) auf den nunmehr ehrenamtlichen Oberbürgermeister und Ratsvorsitzenden und den Oberstadtdirektor, der als Verwaltungschef für die Umsetzung der Ratsbeschlüsse zu sorgen hat.

Merkwürdiges Wahlsystem

Die Durchführung dieser ersten Wahl seit Kriegsende erfolgte nach einem komplizierten, auf mehreren Verordnungen der englischen Militärregierung basierenden System, das noch nirgendwo angewandt oder erprobt worden war. Es sollte die Vorzüge der direkten Mehrheitswahl (Persönlichkeitswahl) mit denen der Verhältniswahl vereinen, die Mängel beider Systeme vermeiden. Es war ein merkwürdiges System mit einem ebenso merkwürdigen Resultat: Die Zahl der abgegebenen Stimmen übertraf die der Wahlberechtigten fast um das Dreifache. Des Rätsels Lösung: Jeder Wähler hatte drei Stimmen.

Entsprechend sahen die Stimmzettel in den elf Wahlbezirken (mit jeweils sieben Wahllokalen) aus: Auf ihnen waren die vier sich zur Wahl stellenden Parteien, SPD, CDU, Zentrum und KPD, mit jeweils drei namentlich genannten Direktkandidaten vertreten. Nur im Wahlbezirk II gab es einen 13. Kandidaten. Der Ende 1945 von der Militärregierung als Oberbürgermeister abgesetzte Paul Haendly wollte sein kommunalpolitisches

So sah es vor 50 Jahren in der Alt-Oberhausener City aus, als der erste freigewählte Rat Anfang November 1946 zu seiner konstituierenden Sitzung zusammentrat. Hier die Friedrich-Karl-Straße, vor dem Krieg neben der Marktstraße Oberhausens wichtigste Geschäftsstraße, von der Helmholtzstraße aus in Richtung Bahnhof. Noch keine Spur von einem Wiederaufbau. Im Hintergrund die Kamine und Fördertürme der Zeche Concordia.

Ein Bilddokument aus der schweren Zeit vor 50 Jahren: Der englische Schriftsteller Victor Gollancz besucht die Notunterkunft „Zementwerk" an der Osterfelder Straße. Die in der Sozialarbeit ehrenamtlich tätige Frau Jochem, Ehefrau des ersten Vorsitzenden des November 1945 wiedergegründeten SPD-Unterbezirks Duisburg-Wesel (zu dem auch Oberhausen gehörte), Heinrich Jochem, stützt ein stark abgemagertes Mädchen.

Ein Bild aus jenen Tagen: Auf dem Heimweg von der Schule vergnügen sich diese Knirpse bei einer Fahrt mit einer Lore der Trümmerbahn. Die Schmalspurbahn war bis 1948 im Einsatz, der restliche Trümmerschutt wurde mit Lastwagen abgefahren.

Glück im Rat versuchen. Er erhielt nur 321 Stimmen. Den in Sachen Demokratie noch unerfahrenen Bürgern wurde das umständliche Wahlverfahren im Amtsblatt ausführlich erläutert: „Jeder Wähler... darf bei drei Kandidaten in dem dafür vorgesehenen Raum ein Kreuz anbringen, Stimmzettel, auf denen nur ein oder zwei Kandidaten angekreuzt sind, sind ebenfalls gültig." Und weiter: „Gewählt sind in jedem Wahlbezirk nur die drei Kandidaten, die die höchste Stimmenzahl von den 12 (bzw. 13 im Wahlbezirk II) auf dem Stimmzettel vermerkten Kandidaten erhalten haben."

1938 durften nicht wählen

Zu wählen waren in Oberhausen 42 Stadtverordnete, 33 direkt und neun aus der Reserveliste. Wählen durften 109198 Oberhausener, wahlberechtigt war man damals erst ab 21 Jahren. 1938 Oberhausenern war die Teilnahme an der Wahl verwehrt, weil sie als politisch belastet galten. Die Wahl endete mit einem klaren Sieg der SPD, die 22 Mandate und damit die absolute Mehrheit erringen konnte. Auf die CDU entfielen 15, das Zentrum vier Sitze, während sich die Kommunisten mit einem Sitz begnügen mußten.

Das aus der ersten Nachkriegswahl hervorgegangene Stadtparlament löste die von der Militärregierung eingesetzte Stadtvertretung ab, die am 8. Januar 1946 ihre Arbeit aufgenommen und hinsichtlich der Zusammensetzung ein völlig anderes Bild geboten hatte. Von

den 47 ernannten Stadtverordneten hatten das Zentrum – vor 1933 stärkste Fraktion im Rathaus – 15, SPD und KPD je acht und die CDU vier gestellt. 12 Ratsmitglieder waren Vertreter von Berufsgruppen und Stadtbezirken. Mit Recht konnte CDU-Kreisvorsitzender Martin Heix nach der Wahl sagen: „Wir sind stolz darauf, als jüngste Partei 15 Sitze errungen zu haben." Der „zermürbende Kampf" gegen das Zentrum, die Konkurrenz im christlichen Lager, sei eindeutig zugunsten der CDU entschieden worden. Als Wahlkampfredner war auch der Vorsitzende der CDU in der britischen Zone, Dr. Adenauer, nach Oberhausen gekommen.

Überraschungscoup der SPD

In der konstituierenden Sitzung des neuen Rates am 5. November 1946 landete die SPD bei der Oberbürgermeisterwahl mit der Nominierung von Luise Albertz einen Überraschungscoup. Denn der Name der Frau, die von 1946 bis 1948 und dann ab 1956 ununterbrochen bis zu ihrem Tod am 1. Februar 1979 an der Spitze unserer Stadt stand und die sich auf dem Höhepunkt der Bergbaukrise den Ehrentitel „Mutter Courage des Ruhrgebiets" verdiente, hatte auf keinem Stimmzettel gestanden, war am 13. Oktober garnicht in den Rat gewählt worden.

Nur durch Ersatzwahl in den ersten freigewählten Rat gekommen, aber gleich zum Oberbürgermeister gewählt: Luise Albertz, ein Foto aus jenen Tagen.

Durch den Einsatz von schwerem Gerät und Lorenbahnen kam die Enttrümmerung der zerbombten Stadt 1946 auf volle Touren. Dennoch dauerte die Enttrümmerung – hier an der Elsässer Straße – gut elf Jahre.

Die Beseitigung von Gefahrenstellen im Stadtgebiet in Form von einsturzgefährdeten Hausfassaden war nach Kriegsende vordringlichste Aufgabe der Enttrümmerung. Hier ein Abbrucharbeiter bei seiner nicht ungefährlichen Arbeit.

Frauen in politischen Spitzenpositionen hatten vor 50 Jahren Seltenheitswert, an Quoten dachte damals niemand. Verständlich deshalb, daß Luise Albertz Bedenken hatte, ein verantwortungsvolles öffentliches Amt zu übernehmen, sich überhaupt in den Rat wählen zu lassen. Wie Kurt Katzorke, zehn Jahre Geschäftsführer der Oberhausener SPD und bester Kenner der Parteigeschichte, zu berichten weiß, hat Wilhelm Meinicke, ab 1947 gut drei Jahrzehnte lang Vorsitzender der SPD-Ratsfraktion, nach der für die Partei erfolgreichen Kommunalwahl seine Parteifreundin bedrängt, sich zum vermutlich ersten weiblichen Oberbürgermeister in Westdeutschland wählen zu lassen.

Dazu mußte Frau Albertz nachträglich in den Rat gewählt werden, ein Trick, bei dem SPD und Zentrum gemeinsame Sache machten. Zwei gewählte SPD-Mitglieder und ein Zentrumsmann legten „aus persönlichen Gründen" ihr Mandat nieder; die Militärregierung war mit einer Ersatzwahl in der Ratssitzung am 5. November einverstanden. Gewählt wurden Luise Albertz und Wilhelm Schönen für die SPD und der bisherige Oberbürgermeister Karl Feih für das Zentrum. Die CDU enthielt sich bei der Ersatzwahl wie auch bei der Oberbürgermeisterwahl der Stimme. Ihr Fraktionsvorsitzender Otto Aschmann forderte als Stadtoberhaupt eine Persönlichkeit, „die in Wirtschafts- und Regierungskreisen aufgrund ihrer Sachkenntnisse aufzutreten versteht und sich zum anderen überall Respekt zu verschaffen weiß", Eigenschaften, die er bei Luise Albertz nicht vermutete. Luise Albertz wurde mit den Stimmen der SPD und des Zentrums zum Oberbürgermeister und Karl Feih – zur Enttäuschung der Christdemokraten, die als zweitstärkste Fraktion gehofft hatten, den Stellvertreter zu stellen – zum Bürgermeister gewählt.

Das moralisch Richtige

Die Wahl einer Frau zum Oberbürgermeister war damals eine Sensation, und Luise Albertz wußte, daß nicht alle Oberhausener ihr zutrauten, in der Zeit bitterer Not das schwer angeschlagene Stadtschiff zu steuern. Besonders die ihr gegenüber skeptisch eingestellten Bürger sprach sie in ihrer Antrittsrede mit der Bemerkung an, vielleicht habe sie als Frau ein besseres Einfühlungsvermögen für die drückenden Alltagssorgen wie Ernährung, Bekleidung und Wohnungsnot, die in erster Linie die Hausfrauen belasteten. Zum Schluß ihrer Ansprache zitierte sie den Leitsatz ihres Vaters Hermann Albertz, einen Satz, „der mich seit meiner Kindheit durch mein Leben geleitet hat" und der ihr in den folgenden Jahrzehnten als Richtschnur ihres kommunalpolitischen Wirkens diente: „Das moralisch Richtige kann niemals das politisch Falsche sein."

Drängte Luise Albertz, sich 1946 nachträglich in den Rat und zum Oberbürgermeister wählen zu lassen: Wilhelm Meinicke. Dieses Foto zeigt den SPD-Fraktionsvorsitzenden bei einer Abstimmung im Rat in den 60er Jahren.

Der britische Stadtkommandant Robertson konnte keine baldige Verbesserung der trostlosen Versorgungslage in Aussicht stellen. Er ermunterte Rat und Verwaltung zu emsiger Wiederaufbauarbeit, indem er die „deutsche Geschichte" von den zwei in einen Sahnetopf gefallenen Mäusen erzählte: Die eine Maus gab den Kampf auf und ertrank, die andere strampelte um ihr Leben und fand sich schließlich nach Mühen und Anstrengungen auf einem Butterberg wieder.

Sitzungen in der Küche

Von den Stadtverordneten „der ersten Stunde", den Teilnehmern der historischen Ratssitzung vom 5. November 1946, lebt heute nur noch der frühere CDU-Politiker Karl Bourscheid. Mit ihm betrat vor 50 Jahren ein Vertreter der jüngeren, vor 1933 noch nicht politisch aktiv gewesenen Generation die kommunalpolitische Bühne. Dem im August 1946 gewählten ersten CDU-Kreisverband gehörte er als Kreissprecher der später Junge Union genannten Nachwuchsorganisation der Partei an. Als neue politische Gruppierung hatte die CDU organisationsmäßig einen ungleich

schwereren Start als die Parteien mit Tradition. Entsprechend bescheiden waren die Anfänge. Die ersten Vorstandssitzungen fanden in der Küche eines Parteimitgründers statt. Bescheiden waren auch die Einkünfte des Parteigeschäftsführers Bourscheid (seit 1947), die Kreispartei mußte ihre Personalkosten selbst und somit ausschließlich aus den Mitgliedsbeiträgen aufbringen. Weil er außer an seine Partei auch an seinen Lebensunterhalt denken mußte, ging er 1955 als Bilanzbuchhalter in die Industrie.

Auch in der Politik ging es dann für Karl Bourscheid aufwärts. 1956 übernahm er den Fraktionsvorsitz. Wovon Oberhausener CDU-Kandidaten heute nur träumen können: 1958 wurde Bourscheid direkt in den Landtag gewählt. Mit ihm kam übrigens auch Johannes Rau in das Landesparlament, woran der NRW-Ministerpräsident den Oberhausener CDU-Mann kürzlich in einem Geburtstagsbrief erinnerte. Die Landespolitik beschäftigte Bourscheid nur während einer Legislaturperiode in Düsseldorf, als Stadtverordneter war der Stadthaushalt sein wichtigstes Beschäftigungsfeld. 1965 wechselte er als Stadtkämmerer auf die „Regierungsbank". Der 80jährige Pensionär lebt mit Frau Ruth im Obergeschoß eines schmucken Zweifamilienhauses an der Bismarckstraße.

War vor 50 Jahren als CDU-Stadtverordneter Teilnehmer der konstituierenden Sitzung des freigewählten Rates: Karl Bourscheid, hier als Stadtkämmerer bei einer Vereidigung im Rat der Stadt.

Im August 1995 entstand dieses vermutlich letzte Foto von Elly Kuchenbecker, aufgenommen auf dem Balkon ihres Zimmers in der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung. Das Bundesverdienstkreuz war die verdiente Auszeichnung für ihr sozialpolitisches Engagement während ihres über 40jährigen Wirkens als SPD-Stadtverordnete. Frau Kuchenbecker starb am 23. Oktober 1995.

Mit dem Bruder in den Rat

Bei den Recherchen für diesen Bericht lebte noch Elly Kuchenbecker, die den 5. November 1946 als SPD-Stadtverordnete erlebt hat. Frau Kuchenbecker, geborene Becker, vor 50 Jahren jüngstes Mitglied der SPD-Fraktion, entstammte einer politisch engagierten Alstadener Familie. Ihre Eltern waren schon vor 1933 in der SPD aktiv gewesen. In dem Gespräch, das der Chronist im August 1995 mit ihr führte, erinnerte sie sich: „Mein Vater hat 1945 dafür gesorgt, daß ich in die Politik ging". In die Kommunalpolitik ging damals auch ihr Bruder Dietrich Becker, der 1946 ebenfalls in den Rat gewählt wurde. Vor allem soziale Fragen haben die über 40jährige kommunalpolitische Tätigkeit Elly Kuchenbeckers bestimmt. Gleich 1946 wurde sie in den Gesundheits- und in den Flüchtlingsausschuß gewählt, bald auch in den Sozialausschuß. Als Ortsvereinsvorsitzende machte sie sich um die hiesige Parteiorganisation verdient. Die gemeinsame Arbeit am Projekt Elly-Heuss-Knapp-Stiftung führte zu einem engen Vertrauensverhältnis zwischen Luise Albertz und Elly Kuchenbecker.

In dieser Alteneinrichtung verbrachte Frau Kuchenbecker ihren Lebensabend. Die Trägerin des Ehrenringes der Stadt Oberhausen und des Bundesverdienstkreuzes starb am 23. Oktober 1995 im Alter von 84 Jahren.

RENAISSANCE DER TRAM

In Oberhausen fährt 1996 wieder die Straßenbahn

HELMUT KAWOHL

Wenn die Verkehrsbetriebe der Stadtwerke Oberhausen im April 1997 ihr 100jähriges Bestehen feiern, wird bereits ein Jahr zuvor ein Verkehrsmittel eine Renaissance erlebt haben, die wohl kaum jemand vermutet hätte: Oberhausen hat wieder eine Straßenbahn. Knapp 28 Jahre, nachdem am 13. Oktober 1968 mit der letzten Fahrt der Linie 1 vom Bahnhof Holten nach Alt-Oberhausen endgültig die Umstellung des öffentlichen Personennahverkehrs von Straßenbahn- auf Busbetrieb vollzogen wurde, schlägt mit dem nächsten Fahrplanwechsel der STOAG Anfang Juni 1996 wieder die Stunde der Straßenbahn.

Zu ihrer Jungfernfahrt in Oberhausen startete die Straßenbahn bereits am 4. April 1897 und war damit die erste in städtischer Regie in Deutschland. 8,5 Kilometer wird fast 100 Jahre später die neue Strecke von der Landwehr an der Stadtgrenze Mülheim bis zum Bahnhof Sterkrade lang sein. Die kombinierte Bus- und Straßenbahnstrecke vom Oberhausener Hauptbahnhof bis zum Sterkrader Bahnhof – über 6 Kilometer – verläuft dabei unabhängig vom Individualverkehr auf einer eigenen neuen Trasse, die die Straßenbahn zugleich in den Mittelpunkt des künftigen Nahverkehrssystems in Oberhausen stellt.

In kaum einer anderen Kommune hat die Straßenbahn für die Stadtentwicklung eine so wichtige Rolle gespielt wie in Oberhausen. Schon 1927 erschloß das Gleisnetz der Oberhausener Straßenbahn fast das gesamte heutige Stadtgebiet. Damit war zwei Jahre vor der kommunalen Neuordnung von 1929 die Groß-Oberhausener Lösung schon vorgezeichnet. In der harten Auseinandersetzung um die Neuordnung lieferte neben der Großindustrie – die Werksanlagen der GHH waren auf Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld verteilt – die Straßenbahn das entscheidende Argument für die Lösung, die durch das Streckennetz wie durch eine Klammer zusammengehaltenen drei Städte zu einer Gesamtstadt Groß-Oberhausen zusammenzufassen. Heute ist es eher umgekehrt. Ohne die gegenwärtigen, zum Teil gewaltigen strukturellen Veränderungen in der Stadtentwicklung wäre ein Comeback der Straßenbahn vermutlich nie ein Thema geworden. Oder: Ohne Neue Mitte keine Straßenbahn.

Gewisse Parallelen sind sogar in der Streckenführung von damals und von heute zu erkennen. 1897 fuhr die erste Straßenbahn aus der Oberhausener Innenstadt (Grenzstraße, Marktstraße) zum Bahnhof und von dort über Brücktor, Werksgasthaus, Essener und Osterfelder Straße zur damaligen Endhaltestelle Neues Walzwerk. Hier in der „alten Mitte" Oberhausens schlug über viele Jahrzehnte das industrielle Herz der Stadt. Heute wird die Neue Mitte Oberhausen für die Straßenbahn und die Busse der Stadtwerke nicht mehr Endstation sein, sondern ein wichtiges Bindeglied zwischen dem Norden und dem Süden der Stadt.

Das „Aus" für die Straßenbahn, die 1963 mit fast 70 Kilometern Gleisnetz in Oberhausen ihre größte Ausdehnung erreicht hatte, beschloß der Rat der Stadt im Juli 1965 vorrangig aus städtebaulichen Gründen. Neben dem ohnehin nicht sonderlich guten Zustand der Gleisanlagen als Folge ständiger Bergschäden waren die Straßen zu schmal und die Kurven in den Zentren zu eng, um einen reibungslosen und damit leistungsfähigen Straßenbahnbetrieb zu gewährleisten.

Werkbahntrasse reaktiviert

Oberhausen war somit Ende der sechziger Jahre eine der ersten mittleren Großstädte, die Abschied von der Straßenbahn nahmen. 30 Jahre später ist Oberhausen vermutlich die einzige Stadt in Deutschland,

die die Straßenbahn als attraktives Verkehrsmittel wieder einführt. Möglich wurde dies durch den Rückzug der Schwerindustrie aus Oberhausen und die Reaktivierung einer ehemaligen Werkbahntrasse der Thyssen AG, die nach ihrem Umbau als schnelles Transportband genutzt werden kann. Die Fahrzeit für den über 6 Kilometer langen verkehrsunabhängigen Streckenabschnitt zwischen dem Willy-Brandt-Platz (Hauptbahnhof) und dem Bahnhof Sterkrade beträgt künftig nur elf Minuten und ist damit kürzer als die Fahrzeit mit dem Auto. Vorteil: Der nördliche Bereich der Mülheimer Straße und die Konrad-Adenauer-Allee, wo während der „rush hour" der Stau die Regel ist, können künftig vom Nahverkehr umfahren werden.

Die Neue Mitte Oberhausen mit dem britischen Großprojekt CentrO. auf dem ehemals 100 Hektar großen Thyssen-Gelände zwischen Essener Straße und Rhein-Herne-Kanal und der damit ab Herbst 1996 zu erwartende starke Besucherandrang von täglich geschätzten 75.000 Personen war Anlaß für die Stadt Oberhausen und die Stadtwerke Oberhausen AG (STOAG), gemeinsam eine vollkommen neue Konzeption für einen attraktiven öffentlichen Personennahverkehr (ÖPNV) zu entwickeln. Viele Fahrgäste sollen künftig häufiger, schneller und pünktlicher mit öffentlichen Verkehrsmitteln an ihr Ziel gelangen können. Gleichzeitig soll der neue Fahrplan möglichst viele Verkehrsteilnehmer überzeugen, vom Auto auf Bus oder Straßenbahn umzusteigen. Grundlage der Ratsentscheidung vom Februar 1994, die Straßenbahn wieder einzuführen, waren Verkehrsuntersuchungen des Büros für Stadt- und Verkehrsplanung Dr. Baier und des

Viele Schienen sind bereits verlegt

Mitten durch die Neue Mitte: Die neue ÖPNV-Trasse

Kommunalverbandes Ruhrgebiet zum Verkehrsentwicklungsplan und zum Verkehrsnetz der STOAG. Sie hatten festgestellt, daß die erhöhte Attraktivität des neuen Netzes der STOAG etwa 50 Prozent Mehreinnahmen durch zusätzliche Fahrgäste verschafft, und gehen davon aus, daß, allein auf die Neue Mitte Oberhausen bezogen, 50.000 Wege täglich mit Bus und Bahn bewältigt werden.

Rekordbauzeit

Die neue Straßenbahntrasse mit insgesamt 13 behindertenfreundlich ausgestalteten Haltestellen verläuft nach einer Rekordbauzeit von nur 21 Monaten dank einer hervorragenden Kooperation mit Genehmigungs- und Bewilligungsbehörden ab dem nächsten Fahrplanwechsel der STOAG von der Stadtgrenze Mülheim auf eigenem Gleiskörper über die Mülheimer Straße, biegt westlich in die Danziger Straße ab und folgt der Schwartzstraße zunächst bis zum Hauptbahnhof. Von dort führt die Trasse als kombinierte Bus- und Straßenbahnstrecke parallel zu vorhandenen Schienensträngen weiter auf dem Gelände der Deutschen Bahn AG und unterquert die Mülheimer Straße im Bereich der Haltestelle Arbeitsamt in Tieflage. Der Brücktorstraße folgend, mündet die Strecke dann in die ehemalige Werkbahntrasse der Thyssen AG. Von dort kreuzt die ÖPNV-Strecke die Anlagen der Deutschen Bahn und führt durch das Gewerbegebiet Lipperfeld, die Neue Mitte Oberhausen mit einer Haltestelle zwischen der Arena und dem CentrO.-Einkaufszentrum (ab September 1996), das Gelände der Landesgartenschau 1999 auf dem ehemaligen Zechen- und Kokereigelände in Osterfeld und den Orts-

Kräftig „gebuddelt" wurde auch auf der Danziger Straße

teil Eisenheim, ehe sie nördlich im Bereich des MAN GHH-Werksgeländes zum Bahnhof Sterkrade abbiegt.

Im Rahmen von Realisierungswettbewerben hatte die Stadt namhafte Architekturbüros beauftragt, die städtebaulich bedeutsamen Haltestellen Marktstraße, Willy-Brandt-Platz, Brücktorstraße, Im Lipperfeld, Neue Mitte/CentrO., Werthfeldstraße, Eisenheim, Preßwerk und Bahnhof Sterkrade anspruchsvoll zu gestalten. So wird beispielsweise die Haltestelle „Neue Mitte" vom Büro Professor Parade + Partner, Düsseldorf, architektonisch auffällig umgesetzt. Eingeklinkt in scheinbar freistehende Stahlpylone, werden Dächer aus Stahlblechflächen ineinandergeschoben, um als Witterungsschutz zu dienen. In dieses ästhetische Bauwerk wird neben dem Kundenzentrum auch die Betriebsleitstelle der STOAG installiert.

20 neue Brücken

Die voraussichtlichen Gesamtkosten für die neue Straßenbahntrasse belaufen sich auf 255 Mio. DM. Der Großteil der Aufwendungen wird nach dem Gemeindeverkehrsfinanzierungsgesetz in Höhe von 90 Prozent gefördert. Zwischen Landwehr und Bahnhof Sterkrade wurden insgesamt 20 neue Brücken gebaut. Neben unzähligen Leitungsverlegungen der Versorgungsträger mußten auf der Mülheimer Straße auch fünf Häuser weichen, damit die Straße für die Straßenbahn verbreitert werden konnte. Viel Geduld bei den monatelangen Bauarbeiten mußten besonders Anwohner und Geschäftsleute der Mülheimer Straße, der Brücktorstraße und der Timpenstraße aufbringen.

Auf der neuen ÖPNV-Trasse werden ungestört vom Straßenverkehr künftig sechs neue Niederflur-Straßenbahnen der Linien 112 und 116, 29 neue Niederflur-Gelenkbusse der CityExpress-Linien CE 90, CE 92 und CE 96 sowie 24 neue Niederflur-Standardbusse der CityExpress-Linien CE 91, CE 93 und CE 95 als Schnellverkehrsnetz die Stadtteile Oberhausens untereinander und mit der Neuen Mitte verbinden. Zwischen Mülheim und Oberhausen-Sterkrade wird eine Straßenbahnlinie im 20-Minuten-Takt fahren, zwischen dem Hauptbahnhof Oberhausen und dem Bahnhof Sterkrade eine zweite ebenfalls im 20-Minuten-Takt. Auf der ÖPNV-Trasse überlagern sie sich damit zu einem 10-Minuten-Takt. 42 Straßenbahnen und Busse verkehren künftig pro Stunde in jeder Richtung auf dieser Trasse. Im eineinhalb Minuten-Takt kommen in der Neuen Mitte aus jeder Richtung Straßenbahnen, Gelenkbusse und Standardbusse an. Ein bei Unternehmen des Verkehrsverbundes Rhein-Ruhr (VRR) bisher nicht gekannter Wert. Für die kleinräumigen Verbindungen sorgen 13 Stadtlinien in der Regel im 20-Minuten-Takt. Sie dienen als Zubringer zum schnellen CE-Netz und erschließen flächendekkend das gesamte Stadtgebiet.

Doppelt so viele Abfahrten

Die neuen Linienführungen wurden so festgelegt, daß die Verbindungen mit dem höchsten Fahrgastaufkommen ohne Umsteigen zurückzulegen sind. Auf einzelnen Streckenabschnitten wird es künftig doppelt so viele Abfahrten und um bis zu 40 Prozent verkürzte Reisezeiten geben. Allein auf das CityExpress-Netz einschließlich der Straßenbahn entfallen demnächst rund 54 Prozent der gesamten STOAG-Betriebsleistung und mehr als 60 Prozent der bereitgestellten Kapazität.

Um die positiven Effekte der

ÖPNV-Trasse vom Hauptbahnhof zum Bahnhof Sterkrade auf den übrigen Streckenabschnitten nicht wieder einzubüßen, soll auch hier der Nahverkehr vorrangig gefördert werden. Hierzu gehören u. a. weitere Signalanlagen mit dem rechnergesteuerten Betriebsleitsystem, an denen sich Busse schneller „Grün" holen können, die Änderung von Vorfahrtsregelungen auf den Linienwegen und die Aufhebung von Tempo 30 auf Strecken der CE-Linien.

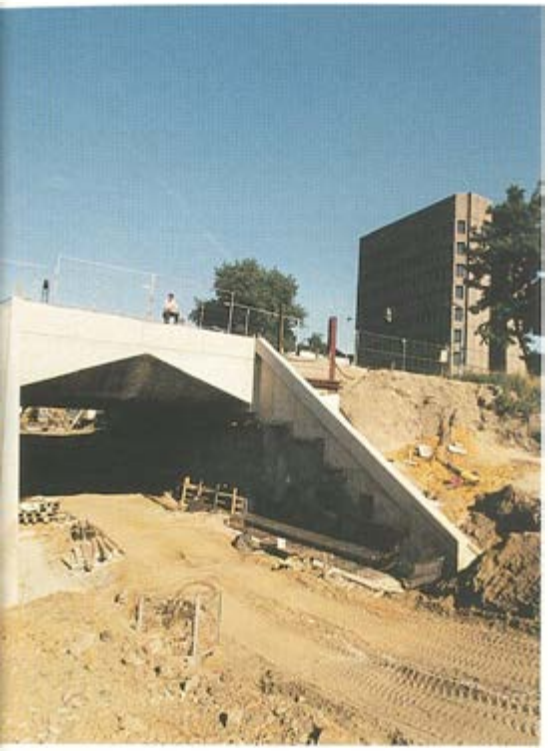
Rund 440 Bus- und Straßenbahnfahrer bringen ab Frühjahr 1996 den neuen Nahverkehr in Oberhausen zum Kunden. Über 50 Kfz-Mechaniker, Elektriker und Elektroniker halten die Omnibusse und Straßenbahnen funktionsfähig. 35 Dienstplaner, Verkehrsmeister und

Entlang der Brücktorstraße verläuft die Trasse in einer sogenannten Troglage

Die neue Haltestelle im Gewerbegebiet Lipperfeld

Techniker bereiten den täglichen Einsatz vor und überwachen ihn. 30 Planer, Servicekräfte und Kundenbetreuerinnen gestalten das Nahverkehrsangebot und bieten es den Fahrgästen an. Damit aber wirklich alles funktioniert, ist Oberhausen auf einen guten Nachbarn angewiesen, die Betriebe der Stadt Mülheim an der Ruhr. Sie werden auf der Basis einer zwischen beiden Städten geschlossenen „Straßenbahn-Ehe" im Auftrage der STOAG die neue Straßenbahn betreiben und die Fahrzeuge in ihrer Werkstatt instandhalten. Bereits seit der Planungsphase haben die Betriebe der Stadt Mülheim ihr Straßenbahn-Know how kreativ in den Dienst der gemeinsamen Sache gestellt.

Wie wird es mit der Straßenbahn



In Höhe des Arbeitsamtes führt die Trasse unter der Mülheimer Straße hindurch

in Oberhausen nach dem Comeback 1996 weitergehen? Welche Strecken kommen nach dem prognostizierten erfolgreichen Start hinzu? 70 Kilometer Gleisnetz wie im Jahre 1963 sind sicherlich utopisch. Neben der Einführung der ersten Linie von der Landwehr an der Stadtgrenze Mülheim zum Bahnhof Sterkrade hat der Rat der Stadt 1994 aber bereits weitere Optionen beschlossen: eine Querverbindung vom Hauptbahnhof über Havensteinstraße und Wörthstraße zur Marktstraße, ein Anschluß über die Danziger Straße nach Mülheim-Dümpten an die heute dort endende Linie 102 der Stadt Mülheim, die Weiterführung über Bahnhof Sterkrade und Weseler-/Schmachtendorfer Straße nach Schmachtendorf und der Anschluß über die Essener Straße nach Frintrop an das Essener Straßenbahnnetz (Linie 105) mit eventueller Verlängerung über Duisburger Straße und Buschhausener Straße zum Hauptbahnhof.

Wer diese Perspektiven als Utopie abtut, liegt vermutlich falsch. Vieles von dem, was sich in Oberhausen in den letzten drei Jahren getan hat, war ja eigentlich auch unvorstellbar. Die Stadtwerke Oberhausen würden sich 1996 jedenfalls zunächst über den neuen ÖPNV-Kunden freuen, der freimütig bekennt: „Noch vor einem Jahr hätte ich jeden für verrückt erklärt, der mir sagt, ich lasse das Auto stehen und fahre von Styrum mit der Straßenbahn in die Neue Mitte Oberhausen."

OBERHAUSEN LIEGT IN CAMOGLI

Ein etwas anderer Urlaub an der italienischen Riviera

PIA ANN GRAM

Oberhausen liegt in Camogli, an der italienischen Riviera! Zumindest ein Stück Oberhausen, ganz genau sind es 1.600 Quadratmeter. Camogli ist ein Teil von Oberhausen, zumindest zeitweise, denn zu Ostern oder im Sommer ist das kleine Fischerdörfchen im Norden Italiens das Ferienparadies für viele Einwohner unserer Stadt. Kaum einer, der nicht schon mal was vom „Feriencamp" gehört hat. Viele verbringen die schönsten Tage des Jahres dort, und zwar regelmäßig. Oberhausen und Camogli gehören schon seit rund 40 Jahren irgendwie zusammen, obwohl sie keine offiziellen Partnerstädte sind und es wohl auch kaum eines Tages sein werden. Aber etwas gibt es, was die beiden Städte unweigerlich verbindet. Schuld daran ist der CVJM Oberhausen, der Christliche Verein Junger Menschen, der seinen Hauptsitz auf der Marktstraße 150 hat.

„Gefunden hat der Eckhard Rother das Grundstück in Camogli Mitte der Fünfziger", versuchen sich die beiden CVJM-Sekretäre Kurt Lübke und Hans-Dieter Ebert zu erinnern. „Eckhard war auf Verlobungsreise in Italien und kam rein zufällig in Camogli vorbei. Als er den alten Zeltplatz entdeckte, der heute dem CVJM gehört, dachte er sich: „Mensch, da kann man doch was draus machen." Damals war Eckhard Rother CVJM-Sekretär, wurde später hauptamtlicher Geschäftsführer des CVJM und Leiter des Jugendheimes an der Marktstraße. Er legte den Grundstein zum heutigen CVJM-Feriendorf in Camogli. 1.600 Quadratmeter Paradies unter südlicher Sonne. „Der Eckhard hatte eine richtige Spürnase", meint heute CVJM-Sekretär Kurt Lübke. „Das Feriendorf war einfach ein idealer Ort. Zuerst mußte natürlich viel Arbeit in den Platz gesteckt werden." Dabei half auch Kurt Lübke im Laufe der Jahre zusammen mit vielen anderen Oberhausenern. Eckhard Rother hatte den Eigentümer des Platzes kennengelernt und mit ihm Freundschaft geschlossen. Antonini hieß der und war auch mal Bürgermeister von Camogli gewesen. Antonini fand die Idee von Eckhard Rother, ein Feriencamp für Jugendliche aus Deutschland einzurichten, so gut, daß er ihn unterstützte und den Zeltplatz an den CVJM verpachtete. Die erste Freizeit mit jungen Menschen fuhr 1958 nach Camogli und übernachtete in Zelten. Das Feriendorf bestand nur aus Olivenbäumen und Gras. Es war primitiv und man mußte improvisieren. Aber es war überaus reizvoll, für wenig Geld drei Wochen nach Italien zu fahren. 169 Mark kostete die Freizeit anno 1958.

Holzhütten gebaut

Nach und nach nahm der Platz Gestalt an. Im Laufe der Jahre kamen Gruppen an die italienische Riviera, um das Feriendorf mitaufzubauen. „Eckhard hatte immer eine Schar von Leuten um sich, mit denen er kam. Es waren alles Handwerker aus Oberhausen, die dem Verein sehr nahe standen. Sie opferten ihren Urlaub, um Holzhütten zu bauen, bekamen kein Geld, nur Kost und Logis. Aber für die meisten war es die schönste Zeit ihres Lebens, es war ein gigantisches Erlebnis, man war in Italien, alle hatten viel Spaß trotz der Arbeit, welch' eine Zeit...", schwärmt Kurt Lübke heute noch. Eines Tages erhielt Eckhard Rother den Rat vom Antonini: „Kauft doch den Platz, dann gehört er Euch für immer". „Zu sehr guten Konditionen", wie CVJM-Sekretär Hans-Dieter Ebert weiß, „ja eigentlich spottbillig", kaufte der CVJM Oberhausen 1965 den Platz. Vor 31 Jahren fuhren Vorstandsmitglieder des Vereins nach Italien, um den Kaufvertrag zu unterzeichnen.

Und heute? Wie sieht es mit dem Camp heute aus? Ist es immer noch

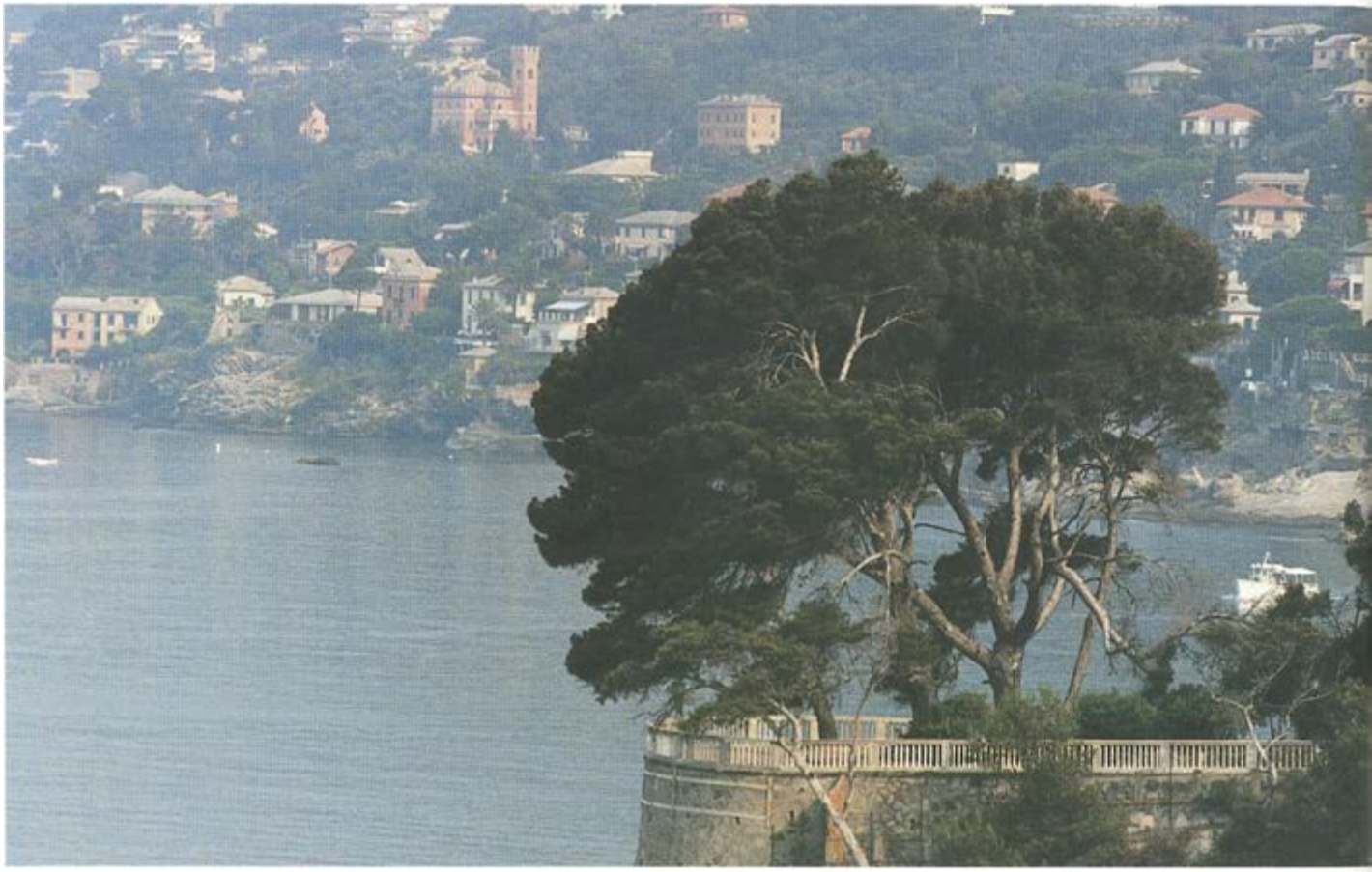
Idyllisch im Grünen versteckt: das beliebte CVJM-Feriencamp

Gesprächskreise spiegeln die Vereinsarbeit wider

so beliebt, oder ist es in Vergessenheit geraten? „Keinesfalls", betont Hans-Dieter Ebert. „Wir bieten jährlich um die acht Freizeiten mit Betreuung an. Zielgruppe sind eigentlich junge Familien und junge Erwachsene, aber im Prinzip kann jeder mitfahren, der einen etwas anderen Urlaub möchte." Die Freizeiten sind fast immer ausgebucht, die Preise liegen zwischen 400 und 1.300 Mark. Von Ostern bis Ende Oktober ist das Feriendorf geöffnet, dann lassen es sich Kinder, Jugendliche und Erwachsene gutgehen, lassen sich vom norditalienischen Ambiente verzaubern.

„Die Gäste kommen allerdings nicht nur aus Oberhausen, sondern auch aus anderen Teilen Deutschlands. Es hat sich herumgesprochen, welch' schönes Fleckchen Camogli ist", weiß Hans-Dieter Ebert. Den Besucher erwartet heute keineswegs mehr der etwas primitive Zeltplatz von damals. Bequeme Bungalows mit Dusche und WC, eine Sonnenterrasse, ein Tages- und Aufenthaltsraum sowie eine exquisite Küche mit einer Mischung aus deutschen und italienischen Delikatessen, das alles findet der Gast auf einem alten olivenbaumbewachsenen Hang etwas außerhalb des Dorfkerns, ca. 150 Meter von einer Badebucht gelegen.

„Unsere Freizeiten sind alle mit Begleitung, entweder kommt jemand aus Oberhausen mit, zum Beispiel ich selber oder ehrenamtliche Helfer", erklärt Hans-Dieter Ebert, „oder die Freizeit wird von unserem ständigen Mitarbeiter und Verwalter in Camogli, Martin Zühlsdorf, betreut. Zu unserem Angebot gehören Ausflüge in die nähere Umgebung, zum Beispiel nach Portofino und Genua, oder Tagestouren nach Carrara und Pisa. Für uns wichtig sind auch die Themen- und Gesprächsabende, die unsere Vereinsarbeit widerspiegeln sollen. Und, nicht zu vergessen, die Andachten." Es herrscht kein Zwang, niemand muß an der Morgenandacht oder an dem allabendlichen Gespräch im Aufenthaltsraum teilnehmen. Die Freizeiten sind so gehalten, daß ein Mitreisender sich auch völlig ‚ausklinken' kann, wenn er will. Aber Hans-Dieter Ebert hat die Erfahrung gemacht, „daß sehr oft die Leute auf mich zukommen und um ein Gespräch bitten. Es gibt viele, die freuen sich das ganze Jahr auf ihren Urlaub, und wenn er dann endlich da ist, dann fallen sie wie in ein schwarzes



Camogli – traumhaft schön gelegen an der italienischen Riviera

Loch. Dann sind wir für sie da, der Mensch steht bei uns im Mittelpunkt."

Eine große Familie

Wahrlich, ein etwas anderer Urlaub. Das wissen auch die jährlich 600 bis 700 Besucher zu schätzen. Einige kommen Jahr für Jahr wieder, haben schon in den Sechzigern bei dem Aufbau des Camps geholfen. Sie treffen sich einmal im Jahr mit alten Freunden von früheren Freizeiten. „Es ist wie eine große Familie, man kennt sich", sagen die Gäste aus Deutschland. Andere, die das erste Mal dabei sind, sind begeistert. Eine Frau aus der ehemaligen DDR sah in Camogli zum ersten Mal Palmen. „Wenn man in den Urlaub fährt, ist man meistens allein. Hier ist immer jemand da", zieht sie Bilanz. Der CVJM macht mit den Freizeiten keinen Gewinn, aber auch keinen Verlust. Die Arbeit trägt sich.

Dafür sorgt nicht zuletzt auch der Leiter des Feriendorfes, Martin Zühlsdorf. Auch er ist einer der vielen Freunde und Helfer um Eckhard Rother. Der Oberhausener Martin Zühlsdorf kam während seines Studiums an der Kunstakademie in Düsseldorf zum ersten Mal nach Camogli. „Das war ja damals etwas ganz Phantastisches, daß man Urlaub in Italien machte. Wer konnte sich das schon leisten? Das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen." Der Kunststudent kam oft, und er blieb hängen. Als für das Camp ein Platzwart gesucht wurde, bot er sich an. Seitdem lebt er dort. Seine Frau Heidi lernte er auf einer CVJM-Freizeit kennen. Sie zog zu ihm und sie heirateten. Die beiden Kinder Katja und Till sind in Italien geboren, für sie ist Camogli zur Heimat geworden. Die ganze Familie ist den vielen Feriendorfbesuchern bestens bekannt und vertraut. Mutter Heidi wegen ihrer hervorragenden Kochkünste. Sohn Till verkauft

Zeit für Ruhe und Muße: Camogli lädt hierzu ein

abends Getränke in der „Casa", einer kleinen Hütte, die als Supermarkt und Telefonzelle dient. Und Martin Zühlsdorf als ausgezeichneter Andachthalter, lehrreicher Führer von zahlreichen Ausflügen und flammender Fan vom Erstliga-Fußballclub Sampdoria Genua. „Ja, wir fühlen uns sehr wohl hier. Und obwohl ich mit der italienischen Bürokratie so meine Probleme habe, werde ich hier wohl auch bleiben."

Ehrenamtliche Helfer

Das kann dem CVJM nur recht sein. Denn Martin Zühlsdorf erleichtert so manchem Gast den Aufenthalt und hat täglich viele Aufgaben zu bewältigen. Das fängt mit dem Einkauf an, Behördengängen oder Sicherheitsüberprüfungen im Camp und endet mit einer Fahrt zum Deutschen Konsulat in Genua, wenn ein Teilnehmer mal wieder seinen Reisepaß verloren hat. Der CVJM ist aber trotzdem immer wieder auf ehrenamtliche Helfer angewiesen. Für sechs Wochen oder länger kommen jährlich junge und ältere Menschen angereist, die für ein wenig Taschengeld, Kost und Logis bleiben. Sie arbeiten als Küchen- oder Spülhilfe, putzen, waschen, reparieren und bessern aus. Freizeit haben sie wenig, aber sie kommen gern, denn auch für sie zählt das italienische Erlebnis. „Es ist eine unserer größten Sorgen, immer wieder ehrenamtliche Helfer zu finden, die mit nach Camogli fahren. Sie müssen schon Begeisterung mitbringen, um freiwillig fast den ganzen Tag in der Küche zu arbeiten, während um sie herum nur Urlauber sind", weiß Hans-Dieter Ebert. „Es wird immer schwieriger, sie zu finden."

Wenn sich die Saison in Camogli dem Ende neigt, fahren auch die Helfer wieder nach Hause. Feriendorfleiter Martin Zühlsdorf gerät dann immer in eine komische Stimmung: „Ich freue mich darüber, daß endlich wieder Ruhe herrscht. Denn so viele Leute um einen herum von Ostern bis Oktober, das kann ganz schön anstrengend sein. Aber ich freue mich nur für kurze Zeit. Dann schleicht sich ein Gefühl der Sehnsucht ein. Es gibt so viele, die sich auf uns, auf mich freuen..., und ich freue mich dann auch wieder auf sie." Ein paar Mal im Jahr fährt er natürlich nach Oberhausen. Die Familie muß besucht werden, er läßt sich die Zähne machen, "in Italien zahlt die Krankenkasse ja nichts, und schließlich bin ich hier versichert", und es gibt immer wieder Gesprächs- und Klärungsbedarf mit dem CVJM, seinem Arbeitgeber.

In jedem November ist Martin Zühlsdorf ganz bestimmt in Oberhausen. Dann steigt das große Ferienfreizeit-Finale im CVJM-Haus an der Marktstraße. Alle Freizeit-Teilnehmer sind eingeladen, man trifft sie wieder, die alten und die neuen Freunde aus der schönen Zeit, die man in Camogli verbrachte. Und dann schwelgt man einen ganzen Nachmittag in Erinnerungen. Ja, Oberhausen liegt wirklich in Camogli!

EIN STÄNDCHEN FÜR DEN PREUSSENKÖNIG

„Amicitia" Holten ältester Chor im Sängerkreis Oberhausen

PETER HOFFMANN

Von den rund 20000 Chören im größten Chorverband der Welt, dem Deutschen Sängerbund, ist die Sängervereinigung „Amicitia" 1845 e.V. Holten im Sängerkreis Oberhausen der älteste Chor. Er feierte 1995 sein 150-jähriges Bestehen mit festlichen Veranstaltungen, die dem Charakter eines 150. Geburtstages würdig waren und in die Geschichte des Vereins und Chores eingehen werden. Für die Sänger der „Amicitia" heißt das Motto seit Generationen: „In Freud und Leid, zum Lied bereit." Die aktiven Mitglieder des Chores wissen, daß für die Hingabe an Gesang, Lied und Chor ein Wort des Dichters gilt: „Singe, wem Gesang gegeben; das Lied, das aus der Kehle dringt, ist Lohn, der reichlich lohnet."

Schon im deutschen Sängerbuch von 1930 ist ein großer Abschnitt der kulturellen Bedeutung des Männergesangs gewidmet. Diese beziehe sich auf alle Abschnitte des Lebens, müsse schon in der Schule erkennbar sein und trage Verantwortung für das deutsche Liedgut und den Chorgesang. Beides beinhalte auch die Lieder und den Gesang aus aller Welt und sei eine Brücke zu allen Völkern der Erde. Die Männerchöre, inzwischen dazu gekommen eine stattliche Anzahl von Frauenchören, seien Gralshüter ererbter Schätze, dürften aber nicht in Traditionen erstarren. Sie müßten sich vielmehr den neuen Werten des gesamten musikalischen Lebens gegenüber offen zeigen. Ein mutiges Wort, das wegweisend für die Zukunft der Chöre war und der Entwicklung des modernen Chorgesangs mit vielen neuen Tondichtern Rechnung getragen hat, ohne dabei die Kompositionen des klassischen Liedgutes von Schubert, Schumann, Mendelssohn, Weber oder Michael Haydn und anderen Komponisten zu vernachlässigen. Auch die heitere und sogenannte leichte Muse, Operetten- und Musical-Melodien sowie Songs der verschiedensten Stilrichtungen haben längst Einlaß in das Repertoire der Chöre gefunden.

Chorsänger – die „Amicitia" macht keine Ausnahme – sind vielfach auch Mitglieder von Kirchenchören, der „musica sacra" zugetan und Garanten klassischer und zeitgenössischer Kirchenmusik. Was wären die großen Musikwerke, etwa die Passionen von Bach, Händels „Messias", Haydns „Schöpfung" oder „Jahreszeiten", Beethovens 9. Sinfonie, die Opern von Mozart, Wagner und anderen bedeutenden Komponisten ohne den Gesang von Männern und Frauen. Vergessen wären vielleicht der Minnegesang von Walter von der Vogelweide oder die freiheitlichen Lieder eines Hans Sachs, hätten nicht Sänger diese Schöpfungen der Musik durch die Zeit getragen. So weht der Hauch der Musikgeschichte im weitesten Sinne auch durch die Geschichte der Chöre.

Meisterchor

Wer einmal in den Analen der Oberhausener Chöre nachliest, entdeckt, wie oft diese an Aufführungen bekannter Meisterwerke beteiligt waren, ob in Konzertsälen oder auf Theaterbühnen. Auf solche Sternstunden der Musik kann auch die Sängervereinigung „Amicitia" Holten zurückblicken. Nach Art des „Sängerwettstreits auf der Wartburg" haben Oberhausener Chöre bei regionalen und überregionalen Sängerfesten immer ihr Bestes gegeben und häufig genug den Titel eines „Meisterchores" errungen. Keinem anderen Chor aber als der „Amicitia" war es vergönnt, einem leibhaftigen König, dem damaligen König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, bei einer kurzen Stippvisite im neueröffneten Bahnhof Oberhausen zu begegnen und ihm „ein Ständchen" zu singen. Aber auch

Die Formation der Holtener Sänger beim Auftritt

Geschenk zum 150jährigen Bestehen: Vorsitzender Holger Sauerborn (r.) und der 2. Schriftführer Ralf Eichholz halten die neue Vereinsfahne hoch

Gönner und Förderer des Chores: Dr. Gunther Kessen, langjähriger Leiter des Werkes Ruhrchemie der Hoechst AG

Stolz zeigt Dirigent Klaus-Jürgen Eichholz die Zelter-Plakette, eine hohe Auszeichnung für verdiente Chöre

sonst kann die Sängervereinigung „Amicitia" 1845 e.V. auf Ehrungen besonderer Art stolz sein. 1925 war der Verein unter 28 Chören bei einem nationalen Gesangswettstreit erfolgreich. 1933 kehrte die „Amicitia" mit dem 1. Klassen-, 1. Hauptehren-, 1. Höchstehren- und mit dem Dirigentenpreis geschmückt von Essen nach Holten zurück. Beim großen nationalen Sängerwettstreit 1948 in Homberg schnitt die Sängervereinigung „Amicitia" erneut sehr erfolgreich ab. Als besondere Auszeichnung kann der Verein für sich in Anspruch nehmen, daß er mehrmals bei den Ruhrorter Hafenkonzerten mit viel Anerkennung aufgetreten ist. Die Holtener Bevölkerung weiß im wahrsten Sinne des Wortes ebenfalls „ein Lied davon zu singen", wie „ihr" Chor sie bei weltlichen und kirchlichen Anlässen unterstützt und erfreut hat.

Zur Geschichte der Sängervereinigung „Amicitia" ist zu bemerken, daß sich im Jahre 1845 Holtener Bürger zusammengetan haben, um einen Verein zu gründen, der kirchliche und patriotische Feste durch Gesang verschönern und beleben sollte. So sinngemäß steht es in den Gründungsberichten. Das war die Geburtsstunde der „Amicitia" Holten. Allerdings bestand nach der Überlieferung in Holten schon 1837 ein Männergesangverein; nähere Unterlagen darüber fehlen aber. Der Verein „Amicitia" trat schon bald nach seiner Gründung in der Öffentlichkeit in Erscheinung und war schnell in Holten und Umgebung ein kultureller Faktor erster Güte. Über die ehrenvolle Einladung, den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. mit Gesang zu begrüßen, wurde bereits an anderer Stelle berichtet. Damit nicht genug: Auch die königliche Hoheit, Prinz Wilhelm von Preußen, der

Chorleiter Klaus-Jürgen Eichholz dirigiert den Chor im Ev. Gemeindezentrum Holten

spätere deutsche Kaiser, nahm von den musikalischen Qualitäten der „Amicitia" bei seinem kurzen Aufenthalt in Oberhausen Kenntnis.

Idealismus

Ein Versuch, alle Holtener Chöre unter dem gemeinsamen Namen „Holtener Männergesangverein" zu erfassen, scheiterte. Die Abspaltung eines Teiles des Chors hat die „Amicitia" schadlos überstanden. Das „Auf" und „Ab" des Vereins wurde durch den Idealismus für eine gute Sache, durch die Tatkraft und den Weitblick seiner Mitglieder, Vorstände und Chorleiter gemeistert. Diese haben sich seit Generationen für den Holtener Chor eingesetzt und tun dies auch weiterhin. So steht der Verein nach 150 Jahren immer noch ganz im Sinne der Gründer auf einem sicheren Fundament. Er erfüllt einen kulturellen Auftrag für die Allgemeinheit und trägt dazu bei, daß Singen im Chor Freude macht und den Alltagsstreß überwindet. Er leistet aktive Freizeitbeschäftigung nach der Devise: Singen im Chor erfaßt den ganzen Menschen! In diesem Sinne „Glückauf" der Sängervereinigung „Amicitia" 1845 e.V. Holten für das nächste Jahrhundert.

SCHWARZBROT AUS DEM BILDUNGSALLTAG

Die Volkshochschule bereitet sich auf neue Aufgaben vor

THOMAS MACHOCZEK

Es geschah während einer Jungwählerparty, welche die Volkshochschule in den siebziger Jahren noch regelmäßig vor Wahlen veranstaltete. Da griff plötzlich jemand nach dem Mikrofon, der nicht auf der offiziellen Einladungsliste zu finden war: Rudi Dutschke. Eine riesige Diskussion soll es an jenem Abend gegeben haben. Ansonsten sind Anekdokten eher rar. Dabei ist die Institution, deren Leitung Hans Dieter Gustorf in den siebziger Jahren von Manfred Dammeyer übernahm, nicht mehr die jüngste. Ihr 75. Geburtstag wurde 1994 gefeiert.

Mehr als ein Dreivierteljahrhundert Bildungsgeschichte lassen sich am Werden der Volkshochschule ablesen. Das Geleistete kann sich sehen und hören lassen. Klangvolle Namen wie Heinrich Böll, Günter Grass oder Theodor W. Adorno standen in den Veranstaltungsprogrammen. Auf dem Podium stellten sich Gustav Heinemann und Rainer Barzel dem Publikum; der damalige Bundestagsvizepräsident Carlo Schmidt erklärte Kursteilnehmern die Sozialdemokratie, und die Eröffnungsrede zum Arbeitsjahr 1956/57 hielt niemand geringeres als Martin Heidegger. Fast als Abfallprodukt des VHS-Geschehens hatte der damalige Leiter Hilmar Hoffmann ein paar Jahre zuvor, 1954, die westdeutschen Kurzfilmtage aus der Taufe gehoben.

Zugegeben, die 50er und 60er Jahre waren eine besonders illustre Zeitspanne in der Historie der Oberhausener Volkshochschule. Wenn Hans-Dieter Gustorf heute von seiner Volkshochschule spricht, so ist sein Blick nach vorne gerichtet. Wenn er erzählt, lobt er verdienstvolle Mitarbeiter und deren Ideen. Er übt Selbstkritik in Bereichen, in denen die Volkshochschule seiner Ansicht nach noch breiteren Zuspruch finden sollte. Schließlich und immer wieder denkt er an das Geld und an die Perspektiven für öffentliche Bildung in Zeiten leerer städtischer Kassen. Und wenngleich weniger klangvoll, so fällt die aktuelle Bilanz doch nicht minder beeindruckend aus, als jene aus den Jahrzehnten zuvor: Der aktuelle Weiterbildungsentwicklungsplan der Stadt verzeichnet für die VHS jährlich rund 22000 abgehaltene Unterrichtsstunden. Hinzu kommen weitere 32000, die fremdfinanziert werden. Dies betrifft insbesondere die Fülle der beruflichen Qualifizierungs-Kurse. Insgesamt nahmen im Bezugsjahr 1992 etwa 20000 Menschen an Veranstaltungen der Oberhausener Volkshochschule teil. „Diese Größenordnung werden wir in diesem Jahr aufgrund des verringerten Angebotes nicht ganz erreichen" schätzt Gustorf. Die Tendenz der für viele Veranstaltungen noch laufenden Anmeldungen für das aktuelle Jahr 95/96 ist dennoch positiv.

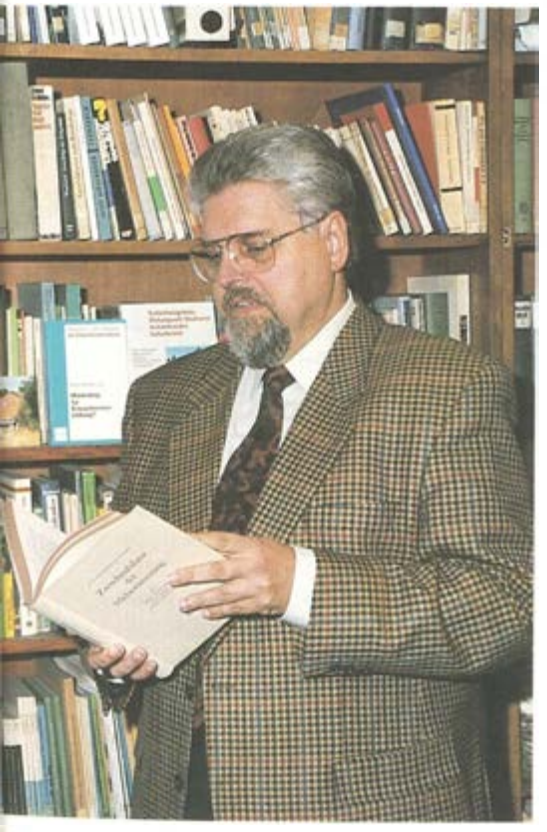
Budget-Kürzungen

Daß dem so ist, ist alles andere als selbstverständlich. Auch die Volkshochschule mußte nämlich im Zuge allgemeiner Budget-Kürzungen Federn lassen. Von 1,5 Millionen Mark aus dem städtischen Haushalt in den zurückliegenden Jahren wurden ihre Mittel drastisch auf eine Million im laufenden Jahr zusammengestrichen. Hinzu kommt, daß sich die Volkshochschule wie alle städtischen Verwaltungsstellen auf eine betriebswirtschaftliche Buchführung umstellen muß. Will heißen: Kein genutzter Raum, auch wenn er der Stadt gehört, keine Arbeitsstunde einer Putzfrau bleibt künftig auf der Seite der anfallenden Kosten unberücksichtigt. Kürzungen schienen in der Planung also unvermeidbar. Aber wo?

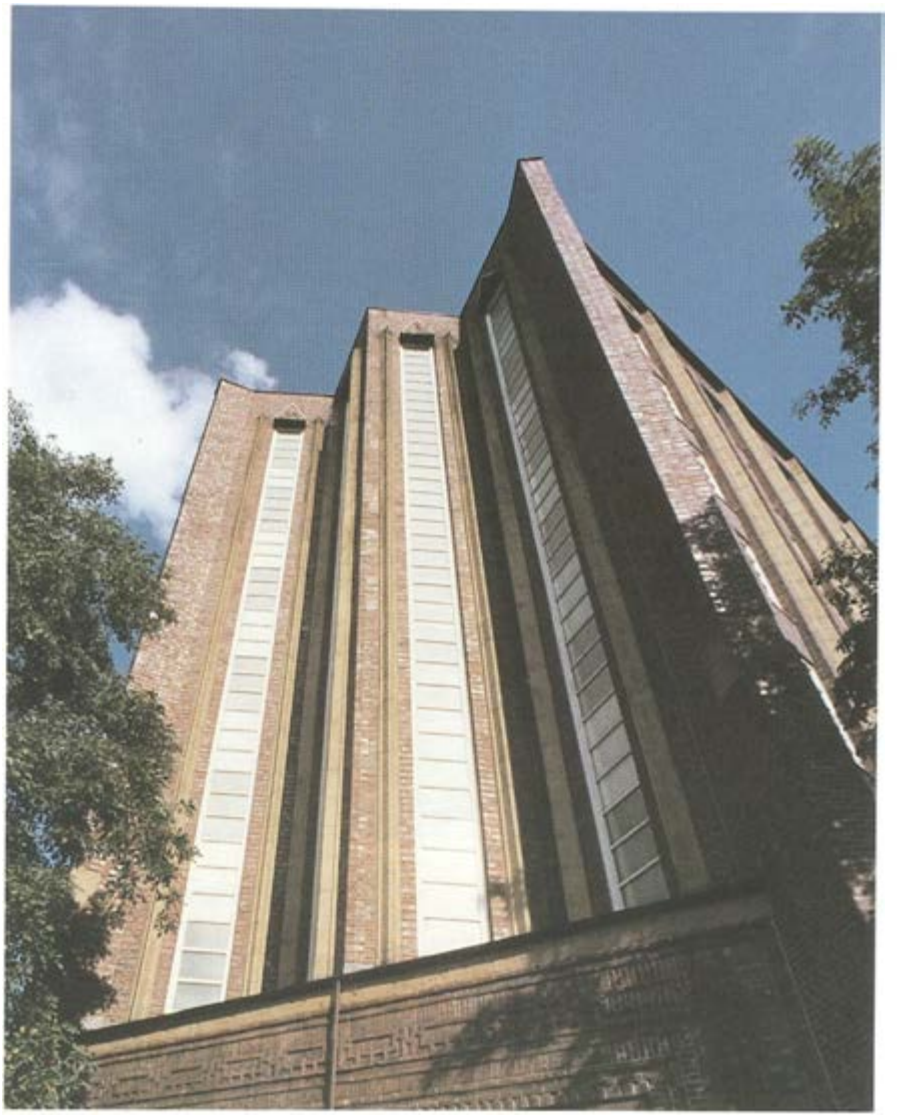
Nahezu unantastbar steht der politische Bereich dar, der bei der Oberhausener VHS rund zehn Prozent des Gesamtangebots ausmacht –

und auch angenommen wird. „Dies war immer unser besonderes Engagement", bestätigt Gustorf. Entsprechend liegt der Anteil der politischen Bildung in zahlreichen anderen Volkshochschulen bei gerade mal einem Prozent. Ungeeignet zum Sparen sind ferner gefragte Bereiche wie die EDV-Schulung. „Sprachen", sagt Gustorf, „stehen bei einer Volkshochschule immer irgendwie im Mittelpunkt" – also schied auch dieser Bereich aus.

Schließlich griff man – neben einer leichten Gebührenerhöhung für sämtliche Kurse und „Bereinigungen" im Personalbereich – zu einem Trick: So findet sich im neuen VHS-Programm mehrfach der Hinweis auf „Sonderprogramme", deren Kurse so durchgeführt werden, daß sie die Honorarkosten



Seit 1975 Leiter der VHS: Hans-Dieter Gustorf



Sitz der Oberhausener Volkshochschule: das Bert-Brecht-Haus

decken. Die Gebühren sind wesentlich höher, sie betragen teilweise mehrere tausend Mark, die maximalen Teilnehmerzahlen niedriger angesetzt. Was weiterhin aus dem VHS-Programm fiel, ging auf Kosten ebenso klassischer wie wenig zukunftsweisender Kurse wie Töpfern. Davon, daß sich die Volkshochschulen „zu Tode töpfern", wie vor etlichen Jahren in der Presse gespöttelt wurde, könne also wahrlich keine Rede sein, sagt Gustorf. Unterm Strich blieben die Kürzungen moderat: An die 19000 Unterrichtsstunden werden in diesem Arbeitsjahr erteilt – den überwiegenden Bereich der Qualifizie-

Computer-Kurse sind sehr gefragt

rungsmaßnahmen nicht mitgerechnet.

An die große Glocke möchte Gustorf seinen Finanztrick allerdings nicht hängen. Schließlich dürfe niemand auf die Idee kommen, dies ließe sich mit allen Kursen so machen. Mitnichten. Ein politisches Seminar, kostendeckend kalkuliert, würde erheblich mehr kosten als bisher. „Da kommt doch keiner mehr", sagt Gustorf. Seine Forderung lautet daher: „Öffentliche Weiterbildung muß öffentlich gefördert werden. Aus dieser Pflicht entlasse ich auch niemanden."

Alphabetisierungs-Kurse

Wie wichtig die allgemeine Unterstützung ist, zeigt sich am Beispiel der Alphabetisierungs-Kurse. Seit zehn Jahren sind sie fester Bestandteil des Oberhausener VHS-Programms – und zugleich der teuerste. Für 25 Mark werden in 168 Unterrichtsstunden die Grundlagen des Lesens und Schreibens gelehrt. Nach Bremerhaven gingen die Oberhausener als zweite dieses gesellschaftliche Problem an; Bücher für den Unterricht mußten damals vor zehn Jahren noch weitgehend selbst erarbeitet werden. Mittlerweile gilt eine Zahl von zwei bis drei Millionen Analphabeten in Deutschland als gesichert. Mühelos, sagt Gustorf, könnte er Jahr für Jahr zwei oder drei Lehrgänge dieser Richtung mehr anbieten, die Nachfrage nach dem Lesen-Lernen sei groß genug. Nur fehlt es hierfür an Fördermitteln. Und da die meisten Betroffenen ohnehin sozial schlecht gestellten Kreisen entstammen, werden die Einnahmen aus Kursentgelten hier niemals die Kosten decken können.

Der Anspruch auf öffentliche Förderung von Bildung läßt sich im übrigen durchaus auch aus der Geschichte der Volkshochschulen herauslesen. Mit Politik nämlich hatten sie stets zu tun, jene Bildungseinrichtungen, die kurz nach dem Zerfall des Kaiserreichs 1919 an vielen Ecken der Weimarer Republik nahezu gleichzeitig ins Leben gerufen wurden. Zu dieser Zeit galt es, aus autoritär erzogenen Untertanen

Zeugnisübergabe nach erfolgreichem Abschluß eines EDV-Kurses

aufrechte Staatsbürger und Demokraten zu machen. Dafür bedurfte es eines Instruments. Die damals erstmalig regierenden Sozialdemokraten erkannten es in den Volkshochschulen und wiesen ihnen sogar eine Rolle in der Weimarer Verfassung zu: „Volksbildungswesen, einschließlich der Volkshochschulen, soll von Reich, Ländern und Gemeinden gefördert werden", hieß es im Artikel 148 der neuen Reichsverfassung. Noch heute läßt sich der bildungspolitische Auftrag der Volkshochschulen am Weiterbildungsgesetz des Landes ablesen, welches sogar sieben Säulen als Garanten für inhaltliche Vielfalt des Lehrangebots vorgibt.

So wuchsen die Volkshochschulen zwar stets als geachtetes, nicht immer aber als geliebtes Kind der Politik heran. Daß selbstbewußte Arbeiter zunächst nicht unbedingt im Sinne der Unternehmen waren, zeigten die Erfahrungen der noch jungen Volkshochschule aus dem Jahre 1920. Damals gab der Düsseldorfer Regierungspräsident folgende Anregung der Arbeitskammer für den Ruhrkohlebergbau an die Volkshochschulen weiter: Im Interesse des wirtschaftlichen Aufbaus sollten an der neuen Bildungseinrichtung Vorlesungen abgehalten werden, die Theorie und Praxis des Bergbaus zum Inhalt haben und über Arbeiterschutz und bergpolizeiliche Vorschriften aufklären. Die Oberhausener VHS nahm die Anregung gern entgegen und wandte sich an die ortansässigen Direktionen der GHH, der Zechen Concordia, Roland und Alstaden, ob sie nicht geeignete Personen wüßten, die sich als Referenten in diesen Dingen eigneten. Man wußte nicht, hieß es in der Antwort. Aber zu vermuten stand, daß damals an der Heranbildung von Arbeitern, die nicht nur ihre Pflichten, sondern auch ihre Rechte kennen, noch kein überschäumendes Interesse herrschte.

Firmenbezogene Weiterbildung

Dies änderte sich mit der Zeit. Ende der 60er Jahre begannen die VHS und die Hüttenwerke Oberhausen AG (HOAG) zusammen-

Mit den Problemen der Dritten Welt beschäftigt sich ein eigener Arbeitskreis

zuarbeiten und boten gemeinsame Veranstaltungen für Auszubildende und im Bereich der Erwachsenenbildung an. Dieser zu diesem Zeitpunkt beispiellosen Kooperation schlossen sich später die GHH, Thyssen und weitere Industriebetriebe an. Wenngleich sich die Art der Veranstaltungen geändert haben mag: Am Grundprinzip der gemeinsamen Arbeit auf dem Bildungssektor hat sich bis heute nichts mehr geändert. Die Suche nach neuen Wegen der firmenbezogenen Weiterbildung gilt Hans-Dieter Gustorf in den neunziger Jahren als eine der großen Aufgaben, denen sich die VHS in Zukunft stellen müsse.

Die Devise, nach der sich die Volkshochschule auf das neue Jahrhundert vorbereiten möchte, lautet für ihn: Mehr auf Qualität als auf Quantität setzen. „Wir haben schon oft vorausschauend das gemacht, was andere erst später gefordert haben. Das heißt, zu einem fachlich gebildeten Menschen gehört auch ein kulturell und gesellschaftlich gebildeter Mensch." Eingehakt wird, wo die Firmen keine eigenen Angebote machen. Dies galt für die 1989 eingeführten Existenzsicherungs- und Managementlehrgänge ebenso wie für die zwei Jahre später angelaufenen EDV-Kurse für Handwerksbetriebe. Im kommenden Jahr wird diese Linie fortgeführt durch ein Gemeinschaftsangebot in Zusammenarbeit mit dem Technologiezentrum Umweltschutz. Existenzgründung, Kommunikationstechniken und neue Technologien sind die Inhalte. Koordinierende Gespräche mit Oberhausener Firmen über weitere Kooperationen haben begonnen.

Überhaupt: Wandel. Mehrfach in ihrer Geschichte bewies die Oberhausener Volkshochschule, wie gelenkig eine städtische Einrichtung sein kann und ging ihren Artgenossen aus anderen Kommunen mit gutem Beispiel voran. Einen Hörerrat, in dem die Kursbesucher ein Sprachrohr und Mitbestimmungsorgan fanden, gab es bundesweit erstmals in Oberhausen. Und wenn die jüngste Erneuerung, die Umstellung der Anmeldung zu den Kursen im laufenden Geschäftsjahr auf ein schriftliches Verfahren, noch nicht früher kam, so lag es schlicht am knappen Geld. Es fehlten die Computer, um eine sinnvolle EDV-Verarbeitung einführen zu können.

Und weiter steht Wandel auf dem VHS-Programm. Nach Wünschen ihres Leiters soll sie in Oberhausen zur zentralen Stelle für Weiterbildungsberatung werden. Schon heute werde dies auf Wunsch geleistet. Dies Angebot müsse ausgebaut und bekannter gemacht werden - wenn auch noch keiner weiß, wie demnächst eine Beratung abzurechnen sein wird.

Das alles klingt wenig spektakulär. Aber schließlich gibt es neben diesem bildungspolitischen Schwarzbrot, durch das sich die VHS im Alltag beißt, auch immer wieder Bonbons in Form von abwechslungsreichen Einzelveranstaltungen. Die 1986 eingeführten kulturpolitischen Wochen gehören dazu, in denen über Kuba, Vietnam, die Französische Revolution oder das Ende des Spanischen Bürgerkriegs diskutiert wurde. Dann wieder waren – in jüngster Zeit – Günter Gaus und Klaus Bednarz in Oberhausen zu Gast, und die Besucher strömten. Lebensgefährlich voll sei an diesen Tagen der kleine Saal 001 unten im Bert-Brecht-Haus gewesen. „Wenn das die Polizei gesehen hätte, die hätte uns die Bude gesperrt", erinnert sich Hans-Dieter Gustorf. Aber das zu erzählen, wäre fast schon eine Anekdote.

HIER KLAPPT'S MIT DEM NACHBARN

Deutsche Städte-Reklame: Ein guter Partner für Oberhausen

KLAUS MÜLLER

„Seh'n Sie:
So muß'n Glas ausseh'n –
dann klappt's auch
mit'm Nachbarn!"

Nur eine von wer weiß wie vielen Tausend Werbebotschaften, die in diesem Fall nicht nur dem Hersteller des Spülmittels, sondern auch der so schön-schusseligen Darstellerin namens Irene Bachmann die Tür zum „großen Geschäft" weit öffnete. Kein Wunder: Das bloße Ablesen mehr oder weniger stereotyper Texte lag ihr nicht, als der Spot produziert werden sollte. Nein, sie wollte es ganz anders machen. Setzte sich vor die Kamera, erzählte frisch von der Leber weg von ewig matten Gläsern, obwohl doch gleich der Nachbar käme, der immer viel sauberere habe – und das war's. „Dann klappt's auch mit'm Nachbarn" – ein Spruch, über den heute selbst diejenigen schmunzeln können, die bei den Werbe-Unterbrechungen im Fernsehen entweder zum Kühlschrank gehen, um ein neues Bier zu holen, oder aber das zuvor getrunkene „entsorgen". Ein außergewöhnlich guter Spot mit außergewöhnlich großem Erfolg.

Außergewöhnliches tat sich auch im Jahre 1922. Zu einer Zeit also, da Werbung noch nicht einen Bruchteil ihrer heutigen Bedeutung ausmachte, wo es noch keine Geschirrspüler und dennoch saubere Gläser – auch beim Nachbarn – gab. Die Städte Frankfurt am Main, Kassel und München riefen die damalige „Städte-Reklame GmbH" ins Leben; mit dem Ziel, Plakatanschlag planvoll durchzuführen und damit ein wirtschaftsförderndes Werbemedium für Industrie, Dienstleistungsgewerbe, Handel und Handwerk zu schaffen. 13 Jahre später, 1935, firmierte das Projekt unter dem Namen „Deutsche Städte-Reklame GmbH" (DSR). Und ähnlich wie beim „Saubere-Gläser-Nachbarn" sollte es auch hier klappen, das Interesse von Kommunen, an strategisch günstigen Plätzen Werbeflächen gewinnbringend zu vermieten, ohne über eigene extra ins Leben zu rufende Ämter für die Unterhaltung sorgen zu müssen, mit der Möglichkeit zu verbinden, amtliche Bekanntmachungen und städtische Veranstaltungen kurzfristig anschlagen zu lassen.

41 Jahre gingen ins Land, bis sich die Stadt Oberhausen 1976 dieser Idee anschloß und mit der DSR eine vertragliche Vereinbarung über die kommunalen Werbeflächen traf. Wenig später trat die Stadt Oberhausen der DSR als Gesellschafterin bei.

Seit '76 gibt es in Alstaden, in der „Grünen Aue", die für Oberhausen und Duisburg zuständige DSR-Geschäftsstelle, von Beginn an bis zum heutigen Tage unter der Regie von Heinz Kramer. Das Verkaufsbüro wiederum befindet sich in der Nachbarstadt. Das Geheimnis des Erfolgs ist verblüffend und logisch zugleich: Die Kommunen verbuchen über Pachtverträge mit ihrer eigenen Gesellschaft Einnahmen in mittlerweile jährlich sechsstelliger Größenordnung, üben über die Erteilung von Baugenehmigungen und vereinbarte Vertragsdetails weitestgehenden Einfluß auf die Gestaltung der Werbeflächen aus und haben gleichzeitig mit so lästigen „Nebenwirkungen" wie Wartung, Instandhaltung und Reparaturen der Werbeträger in keiner Weise etwas zu tun.

Großfläche sorgte für Furore

Begünstigt wurde dieser Schachzug freilich durch die enorme Bedeutung, die das Thema „Werbung" in den zurückliegenden Jahren erlangte. Angefangen hat alles mit der Litfaß-Säule, die – bis zum heutigen Tag, wo sie im Fachjargon schlicht „Allgemeinstelle" heißt – für alle und alles da ist: Bis zu 24 Bekannt-

machungen, Veranstaltungsankündigungen, Plakate für Markenartikel, Dienstleistungen und Botschaften des Einzelhandels finden im DIN-A-1-Format auf ihr Platz. Anfang der 60er Jahre, erinnert sich Heinz Kramer noch sehr gut, sorgte dann „mit urknallmäßigem Erfolg" die „Großfläche" für Furore. Nicht einer unter vielen zu sein, lautete die Devise. Ganz allein präsentierten sich Firmen mit ihren Produkten auf einer Fläche von gut zweieinhalb mal dreieinhalb Metern. Ein Konzept, das kurze Zeit später auch Umsetzung auf den Säulen fand: Die bislang in der Regel aus diversen Einzelsegmenten zusammengesetzte Rundung wurde zur „Ganzsäule". Sie vermittelte und vermittelt noch bis heute die Werbebotschaft rundum, egal, von welcher Seite man auf sie zugeht. Auch die Bandenwerbung in Fußball-Stadien hielt zunehmend Einzug. Für die Wirtschaft ist hier aufgrund der Fernseh-Übertragungen natürlich in erster Linie die 1. Bundesliga von Interesse – für die Kicker von RWO freilich noch ein weiter Weg. Parallel hierzu wurden auch die Flächen auf Straßenbahnen und Bussen „entdeckt", die sich seitdem aller größter Beliebtheit erfreuen: „Insgesamt sechs Züge sind zunächst im Rahmen der Wiedereinführung der Straßenbahn in Oberhausen geplant", so Heinz Kramer. „Und alle sechs Trams sind schon jetzt belegt!"

Die nächste Revolution in Sachen Werbung stand dann mit der Entwicklung verglaster Wartehallen ins Haus. Bei Wind und Wetter erfreuten sie sich vor allem bei den Fahrgästen des Öffentlichen Personen-Nah-Verkehrs (ÖPNV) großer Beliebtheit. Als beleuchteter und damit sicherer, gleichzeitig aber auch eleganter und ästhetischer Schutz vor allen widrigen Witterungsbedingungen schlugen diese von der DSR konzipierten und heute auch aus dem Oberhausener Stadtbild nicht mehr wegzudenkenden „Häuschen" finanziell mächtig zu Buche. Doch auch hier wurde die Möglichkeit der Werbung geschickt integriert: Sogenannte „City-Light-Poster" in Werbevitrinen bescherten allen Beteiligten unterm Strich nur Vorteile.

Die Plakate sind durch Glas vor Beschädigungen geschützt und durch die Hinterleuchtung besonders brillant in der Wirkung. Über die damit erzielten Werbe-Einnahmen wird nicht nur die regelmäßige Reinigung und Wartung der Wartehallen an den Bus- und Straßenbahn-Haltestellen finanziert, sondern die auch hier stattlichen Überschüsse fließen wieder der Stadt zu. „Die Bürger sind zufrieden, weil sie im Trockenen stehen, die Kommune hat das Problem unattraktiver Wartehäuschen vom Hals und macht gleichzeitig dabei auch noch ein Geschäft", bringt DSR-Geschäftsstellenleiter Heinz Kramer den ungebrochenen Siegeszug der „City-Light-Poster" auf einen Nenner.

Blickkontakte

Gebucht werden diese Flächen von der Wirtschaft in „Netzen" und für „Dekaden". Sprich: Ein und dasselbe Plakatmotiv sorgt gleich an zig Stellen dafür, in aller Munde zu sein. Und das für jeweils zehn oder elf Tage. Der Preis für Großflächen orientiert sich am sogenannten „G-Wert". Er gibt für Werbeflächen an, wieviele Passanten sich pro Stunde an ein dort angebrachtes Plakat erinnern können. Das zugrundeliegende Bewertungsmodell wurde von der Gesellschaft für Konsumforschung entwickelt. Die DSR bietet mit dem „G-Wert" als erstes Unternehmen für Außenwerbung eine praxiserprobte Mediawährung für Plakate an und hat gleichzeitig eine an den „G-Werten" der einzelnen Flächen orientierte Preisstruktur mit sechs Klassen geschaffen. Ähnlich wie bei den Einschaltquoten von Funk und Fernsehen richtet sich die Gebührenstaffel nach der Anzahl möglicher Blickkontakte.

Die Litfaßsäule hat selbst auf dem Schreibtisch von DSR-Geschäftsstellenleiter Heinz Kramer ihren festen Platz

Im City-Light-Design optimal ins Bild gesetzt: die Erfolgsausstellung „Feuer & Flamme"

Im Oberhausener Stadtgebiet, so Heinz Kramer, gibt es rund 200 Allgemein-Stellen (also Litfaß-Säulen), 100 Ganz-Säulen und 350 Großflächen, die die DSR bewirtschaftet. Hinzu kommen über 150 verglaste Wartehallen mit den „City-Light-Postern", „Tendenz steigend", wie der Geschäftsstellenleiter meint. Ausbauziel seien rund 200 Anlagen.

Durch den enormen Erfolg dieses vergleichsweise recht neuen Mediums beflügelt, kam die Idee auf, künftig auch verstärkt alte Werbeträger entsprechend aufzuwerten. Ein ausgeklügeltes Beleuchtungs-System und eine neue Rahmentechnik – an den grünen Ecken sind die von der DSR angebotenen Flächen sehr leicht zu erkennen – sorgen dafür, daß die Wirkung und Dauer der Werbebotschaft verstärkt werden. Rund 20 angestrahlte Großflächen gibt es mittlerweile in Oberhausen.

Hand in Hand beschritten die Kommune auf der einen und die DSR auf der anderen Seite auch Neuland bei den vielbeachteten Stadtinformationsanlagen. An 50 Plätzen weisen beispielsweise detaillierte Stadtpläne auswärtigen Besuchern den richtigen Weg oder auf wichtige kulturelle Ereignisse wie die von einem phänomenalen Erfolg gekrönte Ausstellung „Feuer und Flamme" im Gasometer hin. Die jeweilige Rückseite der verglasten und obendrein mit Licht durchfluteten Flächen wiederum bot der Wirtschaft die Chance, an optimalen Standorten für ihre Produkte möglichst effektiv die Werbetrommel zu rühren.

Aus dem Stadtbild nicht mehr wegzudenken: Die wettergeschützten Haltestellen mit integrierter Werbung

In der Hansestadt Hamburg hielt 1989 ein weiteres Highlight triumphalen Einzug: die verglaste Leuchtsäule. Die gute alte Litfaß-Säule wurde quasi neu erfunden, beziehungsweise einer Verjüngungskur unterzogen. Eines von derzeit drei Exemplaren steht auf der unteren Marktstraße in Höhe der Goebenstraße. Die Wirkung war erneut verblüffend: Das moderne Design zog die neugierigen Blicke der Passanten beinahe magisch an. Mindestens fünf dieser verglasten und beleuchteten Litfaß-Säulen sollen später einmal an Oberhausener Brennpunkten, also Stellen mit einem hohen „G-Wert", die Aufmerksamkeit der Bürger auf sich ziehen. Und selbst das im vergangenen Jahr am Altmarkt installierte Toiletten-Häuschen konnte dank der DSR trotz des Null-Tarifes für die Stadt Oberhausen noch in klingende Münze umgesetzt werden: Auch hier wurde nämlich Werbung integriert. „Recycelt! – merkt kein Arsch!" lautete eine passende Botschaft.

Als „besonders urbanen Werbeträger" bezeichnet schließlich der Oberhausener DSR-Geschäftsstel-

lenleiter Heinz Kramer die Entwicklung eines völlig neuen, aufgrund seiner Größe extrem werbewirksamen Projektes: das „City-Light-Board". Nach Fertigstellung der „Neuen Mitte" könnte hier beispielsweise am Standort Konrad-Adenauer-Allee auf der einen Seite für Sonderveranstaltungen in der „Arena" Reklame gemacht werden, während auf der anderen Seite Markenwerbung gezeigt wird.

„Nektar" durch „Neue Mitte"

Von dem Großprojekt verspricht sich Kramer eh eine ganze Reihe neuer Impulse, aus denen sich „Nektar ziehen lasse". „Oberhausen ist von der Entwicklung her ohne jede Übertreibung die interessanteste Stadt im gesamten Ruhrgebiet", freut sich der sympathische Marketing-Fachmann auch nach fast 20 Dienstjahren auf die vor ihm und seinem Team liegenden neuen Herausforderungen.

Im kaufmännischen Bereich zählt der Oberhausener Ableger der Deutschen Städte-Reklame, der sich bei der Vermarktung von Außenwerbung im Wettkampf mit rund zehn Mitbewerbern behaupten muß, derzeit zehn Angestellte. Hinzu kommen drei Regional- und Orts-Verkäufer. Für den pünktlichen und reibungslosen Austausch der Werbebotschaften zeichnet ein stattliches Heer an „freien Mitarbeitern" verantwortlich, das auch bei widrigen Witterungsbedingungen häufig in Nacht- und Nebel-Aktionen von einem Tag auf den anderen umplakatiert.

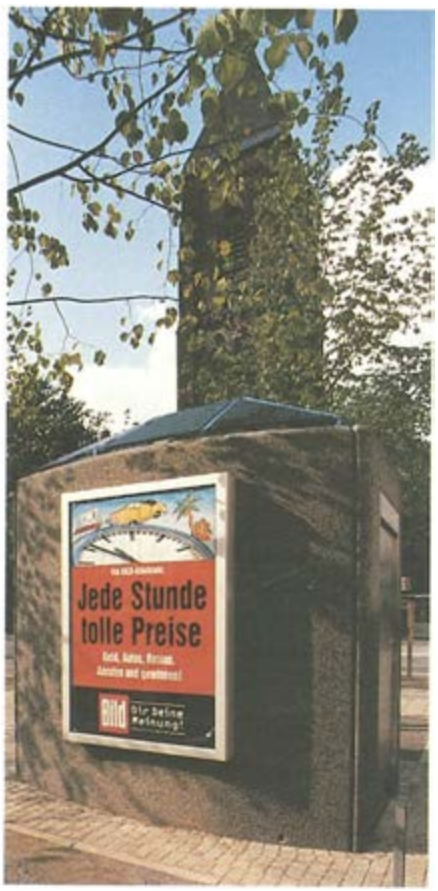
Die Vermittlung der Aufträge läuft vornehmlich über große Werbe-Agenturen, die in direktem Kontakt mit den Firmen stehen. Diese wiederum buchen die Werbeflächen städteübergreifend bei der DSR, die mittlerweile über Niederlassungen in bundesweit mehr als 50 Städten verfügt. Dieses recht dichte Netz macht eine optimale Kundenbetreuung möglich. Um noch einmal auf die Neuauflage der Ausstellung „Feuer und Flamme" zurückzukommen: Von München bis Kiel machten rund 2500 Großflächen und 6000 City-Light-Poster der DSR auf die Retrospektive der Geschichte von 200 Jahren Ruhrgebiet aufmerksam.

Auch in diesem Fall zahlte sich wieder die in mittlerweile 20 Jahren bestens bewährte Partnerschaft der Stadt Oberhausen mit der Deutschen Städte-Reklame aus. In der auf anderen Gebieten sonst kaum vorstellbaren Verbindung zwischen kommunaler und privatwirtschaftlicher Betätigung liegt der schon beinahe „nachbarschaftliche" Schlüssel zum Erfolg der DSR. Und der im Vergleich zur guten alten Litfaß-Säule heute mehr denn je festzustellende Trend zu mehr Glas erinnert nicht zuletzt auch an einen gewissen Werbespot für Spülmittel. Getreu dem werbewirksamen und erfolgversprechenden Motto:

„Seh'n Sie:
So muß'n Glas ausseh'n –
dann klappt's auch
mit'm Nachbarn!"

Neuester Werbehit: die verglaste Leuchtsäule – hier am Hauptbahnhof

Selbst an einem Toilettenhäuschen wirkt gut gestaltete Werbung nicht deplaziert



ANONYMITÄT IST EIN FREMDWORT

Siedlergemeinschaften schreiben das Miteinander groß

SASCHA UNGER

Eisenheim und Dunkelschlag, Vondern und Grafenbusch – das sind Siedlungen, wie man sie sich gemeinhin vorstellt. Historisch gewachsen und teilweise unter Denkmalschutz stehend, haben sie sich nicht nur unter Architektur-Freunden einen Namen gemacht. Aber Freitagsfeld und Westmark, Girondelle und Dellerheide? Auch dies sind zusammenhängende Siedlungen, in der Regel kurz nach dem 2. Weltkrieg entstanden, eher schlicht und bescheiden gestaltet, häufig versteckt in Sackgassen, Stichstraßen und verkehrsberuhigten Zonen. Hier haben zigtausend Oberhausener ihre Heimat gefunden. Bei Siedler-, Straßen- und Sommerfesten dokumentieren die Bewohner, daß „gute Nachbarschaft" nicht zwangsläufig Schnee von gestern sein muß. Ganz im Gegenteil: Viele Siedler haben sich zu Gemeinschaften unter dem Dach des Deutschen Siedlerbundes zusammengeschlossen, um einerseits das Miteinander zu fördern, andererseits aber auch, um in vielen Fragen des Haus- und Grundbesitzes eine schlagkräftige Einheit zu bilden.

Vor gut 60 Jahren – im Oktober 1935 – hat sich die erste Siedlergemeinschaft in Oberhausen konstituiert. Die Häuser der Mitglieder erstreckten sich rings um die Aachener Straße in Schmachtendorf. 30 solcher Siedlergemeinschaften gibt es heute im gesamten Oberhausener Stadtgebiet – und es sollen noch mehr werden. Eine Osterfelder Siedlung befindet sich derzeit im Bau, eine weitere in Sterkrade in der Planung.

Somit ist auch von Mitgliederschwund keine Spur: 1620 Oberhausener gehören der Kreisgruppe an. Zu Siedlergemeinschaften zusammengeschlossen haben sich die Eigentümer von Ein- und Zweifamilienhäusern innerhalb eines Baugebietes, einer Straße oder auch nur eines ganz bestimmten Straßenzuges. Für den Namen stehen die Straßen selbst Pate – wie bei „Girondelle", „Sonnenscheinstraße" und „Hugo-Rasch-Straße" – oder gleich ganze Stadtteil-Bezeichnungen – etwa „Alstaden", „Tackenberg" oder „Dellwig". Darüber hinaus gibt es Einzelsiedler, die sich keiner Gemeinschaft anschließen möchten oder können und deshalb unmittelbar von der Bezirksgeschäftsstelle Ruhr-Niederrhein des Deutschen Siedlerbundes in Mülheim oder von der Oberhausener Kreisgruppe, der die Dellwigerin Lore Wiese vorsteht, betreut werden.

Kostenloser Rechtsrat

„Ein Großteil der Arbeit des Siedlerbundes lebt davon, was in den Siedlergemeinschaften vor Ort geleistet wird", betont Bezirksgeschäftsführer Detlef Erm. So ist der jeweilige Vorsitzende für viele der erste Ansprechpartner, wenn es etwa um Probleme mit Behörden, um Mietstreitigkeiten, Erbangelegenheiten oder Ärger mit Handwerkern geht. Kostenlosen Rechtsrat erhält jedes Mitglied schließlich über die Geschäftsstelle des Siedlerbundes. Auch um die Belange des Umweltschutzes kümmert sich der Verein seit einigen Jahren besonders intensiv: Jede Kreisgruppe verfügt über einen Gartenfachberater, und außerdem widmen sich die Schulungen und Lehrgänge des Siedlerbundes immer häufiger ökologischen Themen.

Überhaupt stellen die Gärten für fast alle Siedler einen wesentlichen Bestandteil ihres Heims dar. Das fängt schon vor dem Haus an und setzt sich erst recht dahinter fort: Anreize für eine schöne Gartengestaltung liefern der Siedlerbund und die Landesregierung Nordrhein-Westfalens mit ihren regelmäßigen Wettbewerben, bei denen es nicht nur um ein, zwei gepflegte Grundstücke geht, sondern um ein

ansehnliches Erscheinungsbild der gesamten Siedlung. Bei der letzten Ausschreibung der Landesregierung belegten sogar zwei Oberhausener Gemeinschaften die vordersten Plätze: „Freitagsfeld" siegte, „Hugo-Rasch-Straße" landete auf Platz zwei. Dasselbe Ergebnis auch beim Wettbewerb der Kreisgruppe: „Freitagsfeld" und „Hugo-Rasch-Straße" vor „Dellwig".

Gemein ist den Siedlergemeinschaften, die bei einem Dutzend Mitglieder anfangen und bis zu mehreren Hundert umfassen können, der Sinn nach Feiern: Denn neben den monatlichen Versammlungen, Referaten und Vorträgen spielt die Geselligkeit eine große Rolle. Das „Feier-Jahr" beginnt Karneval, führt über Ostereier-Suchen, Fahrrad-Ausflug und Grillfest bis hin zu Erntedankfeier und Weihnachtsbasar. Der gemischten Altersstruktur entsprechend, runden Kinder-und Seniorenfeiern das Programm ab. Finanziert wird alles aus der Gemeinschaftskasse, in die große Teile der zu entrichtenden Mitgliedsbeiträge fließen.

Der Vorsitzende der Siedlergemeinschaft übt übrigens auch heute noch die Funktion des Kassierers aus und treibt die Beiträge persönlich ein. „Viele haben es abgelehnt, sich am Bankeinzugsverfahren zu beteiligen", erzählt Lore Wiese, die übrigens die einzige weibliche Vorsitzende einer Siedlerbund-Kreisgruppe ist. „Daher haben wir es beim Kassieren belassen."

Aufmerksame Nachbarschaft

Besonders die älteren Leute freuen sich über den Besuch des Kassierers und darüber, auf diese Weise den Kontakt zur Außenwelt zu halten. Auch sonst ist Anonymität in vielen Siedlungen nahezu ein Fremdwort: Man kennt die Nachbarn, bemerkt, wenn Fremde durch die Straßen ziehen. Häufen sich jedoch einmal Einbrüche, greift der Siedlerbund auf seinen heißen Draht zur Kriminalpolizei zurück, die sich dann nicht davor scheut, Beratung vor Ort zu leisten. Oft halten sachkundige Beamte Vorträge über die Möglichkeiten der Haussicherung, geben den Betroffenen individuelle Tips. Doch die Zahl der Delikte liegt immer noch unter der in anderen Stadtteilen und Gegenden, freut sich Geschäftsführer Detlef Erm. „Eine aufmerksame Nachbarschaft läßt die Kinder in den Siedlungen wohlbehalten aufwachsen und bietet den älteren Mitbürgern Hilfe in Notfällen und bei Krankheiten. Besten Schutz vor Einbrüchen kann nur eine Nachbarschaft gewährleisten, in der man sich versteht und man gegenseitig darauf achtet, was auf dem anderen Grundstück geschieht."

Natürlich gibt es auch unter Mitgliedern Rangeleien. Dann schreitet der Siedlerbund ein und versucht, die Streithähne zu einem Kompromiß zu bewegen. „Sind beide Mitglied", so Detlef Erm, „gelingt es uns meistens, den Streit zu schlichten. Zu Gerichtsverfahren kommt es eher selten, und dann sind es auch meistens Musterprozesse."

Der Siedlerbund redet mit – auch wenn es um Maßnahmen zur Straßen- und Verkehrsberuhigung geht. Schließlich kennen sich die Bewohner bestens in ihren Siedlungen aus und wissen, wo es hin und wieder zu brenzligen oder gar gefährlichen Situationen kommt.

Großzügige Grünflächen zeichnen viele Siedlungen aus

Tempo 30-Zonen, verengte Straßen und gesicherte Überwege sind nicht zuletzt dem Einsatz der Vorsitzenden der jeweiligen Gemeinschaften zu verdanken – und einer Stadtverwaltung, die die Belange der Betroffenen ernst nimmt. „Auch die politischen Vertreter sind immer wieder an unserer Arbeit interessiert", lobt Lore Wiese, „viele besuchen auch unsere Veranstaltungen."

„Bauen mit Muskelhypothek"

Die Zusammenarbeit zwischen Verein, Verwaltung und Politik ist besonders in den beiden vergangenen Jahren forciert worden. Der Erfolg liegt klar auf der Hand: „Bauen mit Muskelhypothek" heißt das Zauberwort, ein Projekt zur Förderung des Eigenheim-Erwerbs. „Baupreise und Baulandpreise sind der-

Erste Plätze bei Garten- und Gestaltungswettbewerben belegte die Osterfelder Siedlung Freitagsfeld

Die Eigentümer bemühen sich um ein schönes Erscheinungsbild – wie hier in Alstaden

art gestiegen", erklärt Geschäftsführer Detlef Erm, „daß für Normalverdiener mit Kindern der Traum vom eigenen Heim oft in weite Ferne gerückt ist und nicht mehr finanziert werden kann."

Oft bietet hier nur das Bauen in organisierter Gruppenselbsthilfe einen Ausweg – soweit Bauland von den Kommunen zu günstigen Bedingungen zur Verfügung gestellt wird. Oberhausen ist den interessierten Bauherren entgegengekommen und übernimmt heute eine Art Vorreiter-Funktion unter vielen Projekten in anderen Städten. Begonnen hat alles mit einem Investoren-Wettbewerb, an dem sich auch der Deutsche Siedlerbund in Kooperation mit dem Oberhausener Architekturbüro Grunauer, Saxe & Partner beteiligte. Mit Erfolg: Zwei Grundstücke, gelegen an der Fahnhorststraße in Osterfeld und der Stralsunder Straße in Sterkrade, darf der Siedlerbund als Schirmherr des Projektes mit Reihenhäusern bebauen.

Zur Zeit laufen an der Fahnhorststraße die Vorarbeiten, so daß 25 Bauherren Anfang 1996 damit beginnen können, ihr Eigenheim mit Unterstützung der Stadt Oberhausen und des Ministeriums für Bauen und Wohnen des Landes Nordrhein-Westfalen zu errichten. Der Baubeginn für 58 weitere Häuser an der Stralsunder Straße ist ebenfalls für Anfang 1996 geplant. Beide Siedlungen sollen bis Weihnachten 1997 fertiggestellt sein.

Die Eigenleistungen der späteren Bewohner beschränkten sich beim „Bauen mit Muskelhypothek" freilich nicht nur auf Fliesenlegen und Tapezieren. Bei der Bodenplatte, beim Mauerwerk und beim Innenausbau müssen die Interessenten mit anpacken, wobei eine gewisse Anzahl von Arbeitsstunden vertraglich vereinbart worden ist. „Gruppenselbsthilfe" bedeutet, daß man auch bei den Nachbarn mithilft – diese dafür aber auch bei einem selbst. Aufgrund dieser beträchtlichen Einsparungen liegen die Gesamtkosten für ein Haus nach Angaben des Siedlerbundes bei rund 270000 Mark. Ein Großteil der Bauherren kann obendrein öffentliche Fördermittel in Anspruch nehmen.

In den 60 Jahren seines Bestehens hat der Siedlerbund entscheidend dazu beigetragen, das Stadtbild in Oberhausen zu verschönern. Und auch in Zukunft ist der Vorstand des Vereins mitsamt seiner 1620 Mitglieder am Ball, wenn es darum geht, preis- und lebenswerten Wohnraum zu schaffen und das nachbarschaftliche Miteinander in bestehenden Wohnsiedlungen zu fördern.

BRÜCKEN ÜBER STRÖME UND SCHLUCHTEN GESCHLAGEN

Sterkrader GHH-Ingenieur im Urwald von Kamerun

DIETRICH BEHRENDS

Der Sterkrader Montageingenieur Ludwig Kühne mag sich wie ein Afrikaforscher vorgekommen sein, der die letzten weißen Flecken auf der Landkarte des schwarzen Erdteils tilgen will, als er 1913 in Begleitung von 21 einheimischen Trägern von der unweit der Küste gelegenen Stadt Edea aus ins Landesinnere der damals deutschen Kolonie Kamerun zog. Weiße Flecken gab es kurz vor dem Ersten Weltkrieg schon lange nicht mehr auf den Afrika-Landkarten, es galt vielmehr, den Kontinent – in diesem Fall Kamerun – verkehrsmäßig zu erschließen. Im Auftrag seines Arbeitgebers GHH, Werk Sterkrade, marschierte Kühne die für den Bau der Eisenbahn von der Küste nach Jaunde vorgesehene Trasse ab, um die Zahl der zu bauenden Brücken zu ermitteln. An der Spitze der kleinen Karawane schlug ein Eingeborener mit einer Machete den Weg frei durch den dichten afrikanischen Busch. Ein Kompaß diente Kühne als Orientierungshilfe. Ziel war in Jaunde eine deutsche Missionsstation, wo der Sterkrader bereits erwartet wurde: Buschtrommeln hatten dem Missionar die Ankunft des Trupps signalisiert.

Mit Ludwig Kühne hatte die GHH einen Brückenbauer nach Afrika geschickt, der bereits Kamerun-Erfahrung aufweisen konnte: Er war verantwortlich gewesen für den Bau der Brücke, die von 1910 bis 1912 über den Fluß Sanaga bei Edea geschlagen wurde. Die Fachwerkbogenbrücke war mit ihrer Stützweite von 160 m damals die am weitesten gespannte Brücke in Afrika. Die Kameruner sind noch heute stolz auf dieses Bauwerk. Monteure jetten heute in Stunden zu Baustellen in anderen Erdteilen. Nach Kamerun war Kühne damals 21 Tage mit dem Schiff unterwegs.

Seit Mitte des vorigen Jahrhunderts haben GHH-Ingenieure und -Monteure in der ganzen Welt Eisenbahn- und Straßenbrücken, Luftschiff-, Bahnhofs- und Fabrikhallen errichtet. In der Blütezeit des Konzerns haben Männer wie Ludwig Kühne durch ihren in fernen Ländern oft entbehrungsreichen Einsatz den Ruf der GHH als eines der führenden Stahlbauunternehmen und damit deutsche Ingenieurkunst in die weite Welt getragen. Männer wie Ludwig Kühne verkörpern ein interessantes Kapitel Oberhausener Industriegeschichte, das seit 25 Jahren abgeschlossen ist: Mit der Schrägseilbrücke über den Rhein für die Autobahn Duisburg – Venlo (Neuenkampbrücke) lieferte die GHH 1970 ihr letztes Brückenbauwerk ab. Die auf das Jahr 1863 zurückgehende Brückenbauwerkstatt an der oberen Bahnhofstraße ist verschwunden.

Bis zur Aufgabe des Stahlhochbaus hat die GHH mit ihren Betriebsstätten auf beiden Seiten der Bahnhofstraße das Sterkrader Stadtbild geprägt. Inzwischen hat das Werk, als MAN GHH jetzt ein Unternehmensbereich der einstigen Konzerntochter MAN, sich weitgehend aus dem Kernbereich des Stadtteils zurückgezogen. Das führt dazu, daß allmählich die Erinnerung an die Zeit verblaßt, als Generationen Sterkrader Familien ihren Lebensunterhalt „auf der Hütte" bzw. auf einer GHH-Zeche verdienten. Die Familie des Brückenbauers Kühne bietet dafür ein Beispiel. Ludwig Kühnes Vater war der letzte Betriebsleiter auf der Antonyhütte, ein Bruder als Ingenieur auf der GHH-Rheinwerft, drei weitere Brüder im GHH-Bergbau tätig. Tochter Ruth lernte als Praktikantin im Technischen Büro der GHH ihren Mann Fritz Basfeld kennen, das Paar heiratete 1921. Für die beiden Söhne der Basfelds gab es beruflich nichts an-

Der letzte Brückenbau der GHH Sterkrade 1970: die Neuenkamp-Brücke für die Autobahn von Duisburg nach Venlo. Damit endete vor 25 Jahren ein interessantes Kapitel der Oberhausener Industriegeschichte.

Ihre Familie war mit der Gutehoffnungshütte eng verbunden: Die mit 94 Lebensjahren noch erstaunlich rüstige, in ihrem Elternhaus an der Tirpitzstraße sich noch allein versorgende Ruth Basfeld, geb. Kühne, zeigt auf der Weltkugel die Einsatzorte ihres im Brücken-, Bahnhofs- und Dockbau tätig gewesenen Vaters Ludwig Kühne. Ihr Großvater Mathias Kühne war der letzte Betriebsleiter der Antonyhütte.

deres als Ingenieur bei der GHH. Sohn Otto fiel nach seiner Ausbildung 1941 in Rußland, Sohn Wolfgang wurde als Diplomingenieur von der GHH ins Konzernwerk Gustavsburg geschickt.

Die „Chinamutter"

Wie einschneidend der weltweite Einsatz eines GHH-Ingenieurs sich auf das Familienleben auswirkte, hat die mit ihren 94 Lebensjahren noch erstaunlich rüstige, in ihrem Elternhaus Tirpitzstraße 8 sich allein versorgende Ruth Basfeld, geborene Kühne, in ihrer Kindheit bzw. Jugendzeit erlebt. Ludwig Kühne nahm seine Frau mit, als er von der GHH für zweieinhalb Jahre zum Dockbau nach Tsingtau, den damals deutschen China-Stützpunkt, beordert wurde. Die 1901 geborene Tochter Ruth blieb bei der Großmutter in Sterkrade. „Ich mußte mich erst wieder an meine Eltern nach deren Rückkehr gewöhnen, meine Mutter nannte ich die Chinamutter", erinnert sich die hochbetagte Sterkraderin. 1906 zogen die Kühnes für etwa ein Jahr nach Wiesbaden, wo Ludwig Kühne beim Bau der Halle des dortigen Hauptbahnhofs im Einsatz war.

Abenteuerlich wurde es für die Familie, als die GHH Ludwig Kühne 1909 zum Brückenbau ins damalige Königreich Serbien schickte. Es ging um den Bau einer Eisenbahnstrecke von Belgrad Richtung Süden. Auf dem der GHH zugewiesenen Streckenabschnitt hatte Kühne die Aufsicht über den Bau zahlreicher größerer und kleinerer Brükken. Die Familie bezog in der Stadt Kragujewac Quartier. Die inzwischen schulpflichtig gewordene Tochter – sie mußte von der Sterkrader Schule „beurlaubt" werden – erhielt zunächst am Einsatzort ihres Vaters Privatunterricht von einer Deutsch sprechenden serbischen

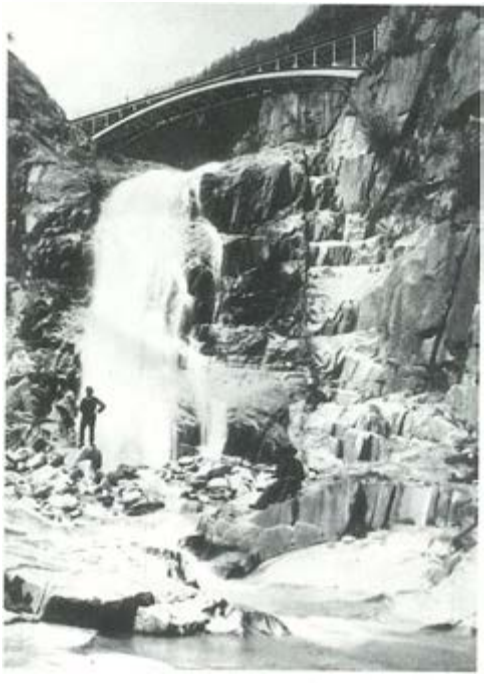
Lehrerin, besuchte dann aber eine deutsche Missionsschule in Belgrad. Zu den Erinnerungsstücken der alten Dame gehört das von dieser Schule 1910 ausgestellte Zeugnis in deutscher und serbischer Sprache.

Die afrikanische Hitze und sonstige damals mit einem längeren Afrikaaufenthalt verbunden gewesenen Erschwernisse wollte Kühne Frau und Tochter nicht zumuten, bei seinem Kamerun-Einsätzen ließ er beide in Sterkrade zurück. 1914 blieb Tochter Ruth mit der Hausangestellten im Haus an der Tirpitzstraße, als die Eltern in Rüdesheim lebten. Vater Kühne war dort beim Brückenschlag über den Rhein (die Brücke existiert nicht mehr) im Einsatz. An jedem Wochenende reiste die Tochter nach Rüdesheim, die 94jährige kennt noch die Abfahrtzeit des Zuges in Sterkrade: 4.16 Uhr. „Damals hielt noch der D-Zug in Sterkrade", weiß Frau Basfeld zu berichten. Beruflich wäre sie gern in die Fußstapfen ihres Vaters getreten und Ingenieurin (natürlich bei der GHH) geworden.

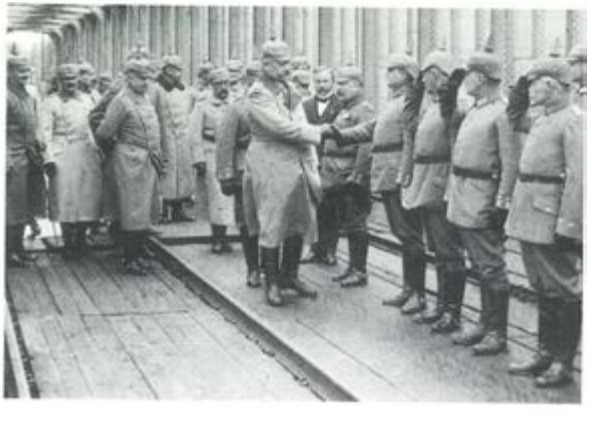
Orden vom Kaiser

Während des Ersten Weltkrieges reparierte Ludwig Kühne gesprengte Brücken in Frankreich und im Osten. Nach der Wiederherstellung der Njemenbrücke bei Kowno dankte Generalfeldmarschall von Hindenburg mit einem Händedruck dem Sterkrader für dessen Einsatz. Kühnes letzte Aufgabe im Dienst der GHH war 1932/33 der Bau der Brücke über den Limfjord bei Aalborg in Norddänemark. Er starb 1964 im Alter von 86 Jahren. Stolz auf ihren Vater klingt mit, wenn Frau Basfeld berichtet, daß er nach Fertigstellung der Kamerun-Brücke 1912 aus der Hand des Kaisers in Berlin als 14. Bürger des Deutschen Reiches das „Verdienst-

Für die GHH Sterkrade fast in der ganzen Welt im Einsatz gewesen: Brückenbauer Ludwig Kühne (links) auf der Lomfjordbrücke bei Aalborg in Norddänemark im Jahr 1932. Dieses Bauwerk für die Eisenbahn nach Frederikshaven war Kühnes letzte Aufgabe im Dienst der GHH vor seiner Pensionierung.

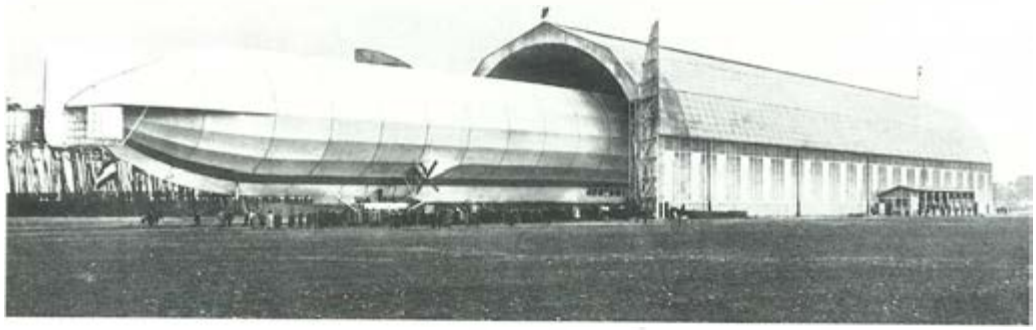


Aus der Sterkrader Brükkenbauwerkstatt stammen die Einzelteile der rund 150 Brücken und Viadukte für die 1879 bis 1882 gebaute Gotthardbahn von Luzern nach Bellinzona (Schweiz). Hier die 1880 gebaute Rohrbachbrücke, die einen Wasserfall überspannt.

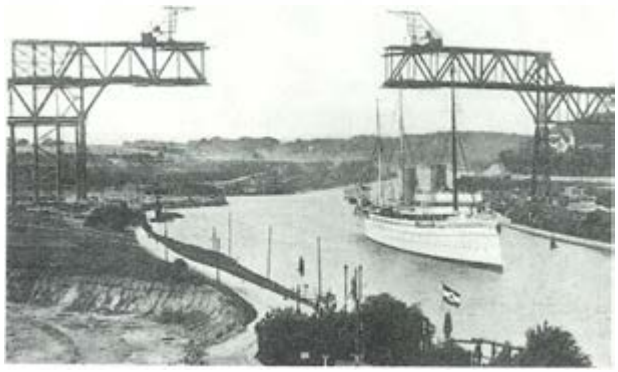


Händedruck von Hindenburg: Nach Wiederherstellung der Njemenbrücke bei Kowno im Ersten Weltkrieg begrüßt der Feldmarschall die beteiligt gewesenen Brückenbauer und Pionieroffiziere. Der einzige Zivilist auf dem Foto (rechts neben Hindenburg) ist Ludwig Kühne von der GHH Sterkrade.

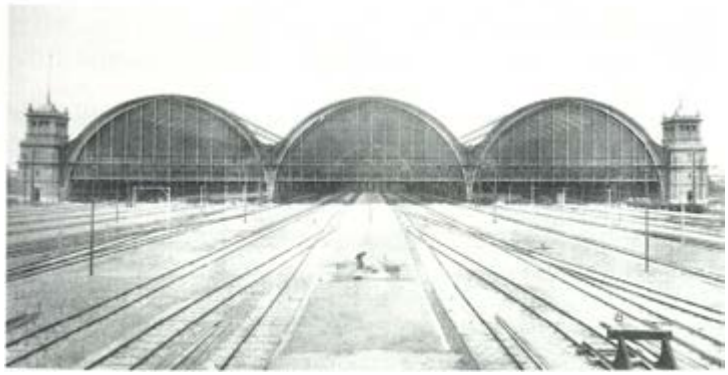
Brückenbau in Kamerun: In der damals deutschen Kolonie leitete Ludwig Kühne von 1910 bis 1912 den Bau der Fachwerkbogenbrücke über den Fluß Sanaga bei Edea für die Eisenbahn von der Küste ins Landesinnere nach Jaunde.



Neben dem Maschinenbau war es die „Bruckenbauanstalt", die die GHH Sterkrade weltweit bekanntmachte und das nicht nur durch ihre Brücken, sondern auch durch Docks, Industrieanlagen, Bahnhofs- und Luftschiffhallen. Dieses Foto aus dem Jahr 1911 zeigt die von der GHH gebaute Luftschiffhalle in Frankfurt/Main. Von der GHH stammt auch die 1931 fertiggestellte riesige Luftschiffhalle in Friedrichshafen, die Löwenthalhalle.



Drei der vier vor dem Ersten Weltkrieg gebauten Hochbrücken über den Nord-Ostsee-Kanal sind das Werk der GHH, unter ihnen auch die Brücke bei Kiel-Holtenau. Am 21. Juni 1911 besichtigte Kaiser Wilhelm II. von Bord seiner Jacht „Hohenzollern" aus die Brükkenbaustelle. Dieses Ereignis wurde auf einer Ansichtskarte festgehalten.



Die „größte Haltestelle Europas": der Frankfurter Hauptbahnhof unmittelbar vor seiner Inbetriebnahme im Jahr 1888. Die 210 m langen, über 20 m hohen Hallen der imposanten Bahnsteigüberdachung wurden von der GHH Sterkrade gebaut.

kreuz in Gold" entgegennehmen konnte. Kühne empfing die hohe Auszeichnung in erster Linie für seine persönlichen Leistungen, sicherlich aber auch stellvertretend für seine Arbeitskollegen auf den Baustellen in der weiten Welt, für die GHH-Brückenbauer, die durch ihren Einsatz einen wesentlichen Beitrag dazu geleistet haben, der Eisenbahn den Weg über Ströme, Flüsse und Gebirgsschluchten, durch Urwald und durch die Wüste Vorderasiens (Bagdadbahn) zu bereiten.

Oberhausener Urlauber, die mit der Bahn über die Schweiz in den Süden reisen, ahnen nicht, daß die Einzelteile der 150 Brücken und Viadukte, über die der Holland-Italien-Expreß auf der im 15 km langen Tunnel auf 1100 m ansteigenden Gotthardstrecke rollt, in den Jahren 1879 bis 1882 in der Sterkrader Brückenbauwerkstatt gefertigt wurden. In den 80er und 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts füllten sich die Auftragsbücher der GHH mit Eisenbahn-Brückenaufträgen aus Südamerika, Vorderasien und China. Wie Prof. Philipp Stein in dem 1951 vom Konzern herausgebrachten Buch „100 Jahre GHH-Brückenbau" ausführt, hat das Sterkrader Werk bis zu diesem Zeitpunkt allein 34 Rheinbrücken, darunter alle damaligen Kölner Brücken, und drei der vier vor dem Ersten Weltkrieg entstandenen Hochbrükken über den Nord-Ostsee-Kanal geschlagen.

Technische Pioniertaten

Zu den technischen Pioniertaten des GHH-Brückenbaus gehört die 1926 errichtete größte Hubbrücke der Welt über den Königshafen in Rotterdam. Maßgeblich beteiligt war die GHH am Bau des 13,3 km langen, 472 Stützen aufweisenden Stahlgerüstes für die vom Kaiser am 24. Oktober 1901 eröffnete Wuppertaler (damals noch Elberfeld und Barmen) Schwebebahn. Die GHH führte das in der Welt einmalige Verkehrsprojekt gemeinsam mit den Firmen Harkort (Duisburg) und Union (Dortmund) nach einem Patent der Maschinen-AG Nürnberg durch, der späteren MAN.

Zum guten Ruf, den der GHH-Brückenbau in der ganzen Welt genoß, hat Prof. Dr.-Ing. Fritz Bohny, Leiter dieser Abteilung von 1910 bis 1932, entscheidend beigetragen. Bohny begann seine Technikerkarriere bei der späteren Konzerntochter MAN und war maßgeblich beteiligt am Entwurf für die von 1893 bis 1897 über das Tal der Wupper gebaute Müngstener Brücke, die erste im Freivorbau errichtete Stahlbrücke Deutschlands. Bohny kam 1909 zur GHH und wurde 1920 in den Konzernvorstand berufen. Sein während der Brückenmontage in Müngsten in der Nähe der Baustelle geborener Sohn Karl leitete den GHH-Brückenbau von 1936 bis 1946.

„Größte Haltestelle Europas"

Zu den spektakulärsten Aufträgen für den Stahlhochbau des GHH-Werks Sterkrade zählt zweifellos die imposante Bahnsteigüberdachung des nach vierjähriger Bauzeit 1888 in Betrieb genommenen Frankfurter Hauptbahnhofs, der damals „größten Haltestelle Europas", wie es in einem zeitgenössischen Bericht heißt. Die 210 m langen, mehr als 20 m hohen Hallen wölben sich über insgesamt 24 Gleise (sechs waren 1924 hinzugekommen) und stehen heute unter Denkmalschutz. Wesentlich bescheidener sind die Hallenmaße des Wiesbadener Bahnhofs, an dessen Errichtung Ludwig Kühne mitgewirkt hat: eine der bedeutenden Kurstadt würdige Hallenkonstruktion, der man einen gewissen Charme nicht absprechen kann.

Als weitere Bahnhofsbauten der GHH sind u.a. der Anhalter Bahnhof in Berlin, Dammtor und Schanzenstraße in Hamburg, Köln-Deutz, Elberfeld, Düsseldorf, Bonn sowie Chiasso und Bellinzona in der Schweiz (Gotthardstrecke) und Konstantinopel zu nennen. Sterkrader Ingenieurkunst half auch beim Start des Luftverkehrs: Nahezu alle konstruktiv anspruchsvollen Luftschiffhallen in der Welt haben Männer der GHH-Hochbauabteilung montiert.

Unlösbar schien die Aufgabe, vor der die Brückenbauer bei Ende des Zweiten Weltkrieges standen, nachdem die Sprengkommandos der Wehrmacht im Frühjahr 1945 ganze Arbeit geleistet hatten. Mit einer Ausnahme waren zum Beispiel sämtliche Eisenbahnbrücken über den Rhein zerstört bzw. unbefahrbar, alle 18 Straßenbrücken über den Strom lagen in Trümmern. Die Sterkrader Brückenbauer krempelten die Ärmel auf und machten sich an die Wiederaufbauarbeit. Als erste Rheinbrücke wurde die Eisenbahnbrücke zwischen Ruhrort und Homberg instandgesetzt. Die GHH übernahm die Hebung und Montage der zusammengebrochenen Stromöffnung. Eine technische Meisterleistung vollbrachten die Sterkrader mit dem überaus schwierigen Wiederaufbau der Kölner Hohenzollernbrücke. Der erste Nachkriegsauftrag kam 1950 aus Kolumbien: eine Eisenbahndrehbrücke.

Größte Bogenbrücke der Welt

Die schönste von der GHH gebaute Brücke war eine der letzten: die kombinierte Straßen- und Eisenbahnbrücke über den Fehmarnsund nach der Insel Fehmarn im Zuge der Vogelfluglinie. Das durch seine kühne Konstruktion bestechende Bauwerk mit 248 m langem Mit-

Zwei gewaltige Bögen, die sich 42 Meter über der 20,95 Meter breiten Brücke im Scheitel aneinanderlehnen, tragen mit einer Stützweite von 248,50 Meter die Hauptschiffahrtsöffnung über den Fehmarnsund, das Sinnbild der Vogelfluglinie. Am 14. Mai 1963 wurde die neue Linie durch König Frederik IX. von Dänemark und Bundespräsident Heinrich Lübke offiziell eröffnet, am 30. April bereits hatte Bundesverkehrsminister Hans-Christoph Seebohm die kombinierte Eisenbahn-Straßen-Brücke als „Bauwerk von einmaliger Ausdruckskraft" dem Verkehr übergeben. Für die GHH wurde das stolze Brückenbauwerk zum Verlustgeschäft. Die schönste GHH-Brücke war eine der letzten.

telstück und einem aus zwei zueinander geneigten, elegant geschwungenen Bögen bestehenden Tragewerk galt bei seiner Fertigstellung 1963 als größte Bogenbrücke der Welt. Während der Bauausführung tauchten technische Probleme auf, sie brachten die Kalkulation durcheinander. Die Fehmarnsundbrücke wurde für die GHH zum Verlustgeschäft und für den damaligen Leiter des Werkes Sterkrade, Direktor Garnjost, zum Ärgernis.

Aber was soll's, dem stolzen Bauwerk „von einmaliger Ausdruckskraft" (Bundesverkehrsminister Seebohm bei der Verkehrsübergabe durch den dänischen König und den Bundespräsidenten) sieht man den Ärger nicht an, den es den GHH-Verantwortlichen bereitet hat. Das Bauwerk liefert ein besonders eindrucksvolles Beispiel für Sterkrader Brückenbaukunst, die seit einem Vierteljahrhundert der Vergangenheit angehört.

Alte Sterkrader, die sich mit dem Werk an der Bahnhofstraße verbunden fühlen, denken mit einer gewissen Wehmut an die Zeiten, als auf Bauschildern in der ganzen Welt „GHH Sterkrade" als bauausführende Firma zu lesen war. Für die 94jährige Ruth Basfeld ist dieses Kapitel der Oberhausener Industriegeschichte untrennbar mit der Erinnerung an ihren Vater, den Brükkenbauer Ludwig Kühne, verbunden.

ZUR RICHTIGEN ZEIT AM RICHTIGEN ORT

Edwin Healey Boss der Neuen Mitte

MICHAEL SCHMITZ

Wie sieht ein Mensch aus, der es schafft, binnen kürzester Zeit eine Investition in Höhe von mehr als zwei Milliarden Mark in die Reaktivierung einer Oberhausener Industriebrache zusammenzubringen, immerhin die größte Auslandsinvestition im Ruhrgebiet, seit sich Opel mit Werken in Bochum niederließ? Die Frage ist leicht beantwortet.

Der Mann ist nicht unbedingt ein Riese, mit Sicherheit keine einssiebzig. Er hat kein graues, aber viele weiße Haare. Er wirkt eher unscheinbar, sehr zurückhaltend, allerdings deutlich jünger, als er ist, trotz der weißen Haare. Edwin Healey, 57 Jahre, dynamisch, Engländer, geistiger und finanzieller Vater der Neuen Mitte Oberhausen, seit einiger Zeit neudeutsch „Centr*O.*" geheißen.

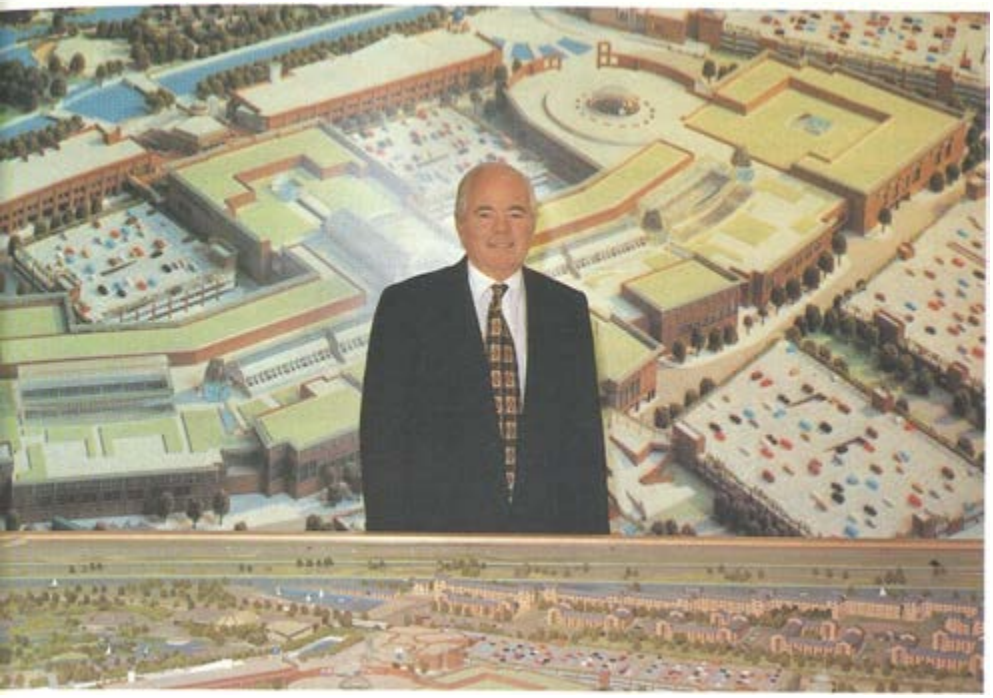
Porträt für's Jahrbuch „Oberhausen '96", das klappt nie, meinten die Skeptiker. Edwin Healey sei mehr als zugeknöpft, spricht allenfalls über sein Geschäft. Aber seine Person, sein Privates, da sei gegen Eddie, wie ihn fast alle nennen, selbst ein Friedhof geschwätzig. Das Oberhausener „Centr*O.*-Team" machte kurzfristig möglich, was unmöglich sein sollte. Dafür Dank vorab an meinen Vornamensvetter, an Michael Grundmann, den Eddie beinahe liebevoll „Maikel" nennt, den der Engländer wie alle Mitarbeiter mit herzlichem Handschlag begrüßt, bei Mitarbeiterinnen ist es schon einmal ein freundliches Bussi auf beide Wangen: Künstlergruß im knallharten Business.

Ein Vormittag Mitte November 1995, Treffpunkt der „Centr*O.*"-Pavillon an der Essener Straße, vereinbarter Termin: Neun Uhr vormittags, für einen Schreiber hart nach Mitternacht. Der kleine, große Mann ist pünktlich, dem Menschen, dem er aus seinem Leben, auch dem privaten, erzählen soll, begegnet er bei der Vorstellung: „Wir trafen uns schon ein paar mal." Mineralwasser statt Kaffee für den Investor, die Dolmetscherin ist locker wie Edwin Healey, der sich erst einmal seiner Anzugjacke entledigt. Zugeknöpft sieht eigentlich anders aus.

Kurzes Info über die bisherigen Personalities: Heinz Schleußer, der Finanzminister, Kalli Feldkamp, der Meistermacher auf dem Fußballfeld, Hilmar Hoffmann, der Kulturpapst, Dr. Heyo Schmiedeknecht, der Retter von Babcock, Claus Theo Gärtner, der TV-Star, der Matula, der mit einer Einschaltquote zum Träumen. Eine bunte Mischung. Eddie Healey lächelt erstmals ein wenig unsicher. „Und jetzt Sie." Derweil wurde draußen vor dem Pavillon mit ohrenbetäubendem Quietschen eine Schubkarre vorbeigeschoben.

Noch ein Info: was wir wollen: Biografie von der Stunde der Geburt bis zu diesem Tag Mitte November 1995, aber auch Privates eben, Hobbys. Der Mann, den sie fast alle Eddie nennen, meint: „Fragen Sie." Der Chronist antwortet: „Erzählen Sie." Und dann erzählt er runde drei Stunden beinahe non-stop.

Geboren wurde Edwin Healey am 23. April 1938 in dem kleinen Dorf Anlaby, acht Kilometer von der englischen Stadt Hull entfernt. Heute noch wohnt er gerade mal zwei Kilometer davon entfernt. Vater Stanley war Maler, Anstreicher und Dekorateur. Eddie, um Platz für die Geschichte zu sparen, bleibe ich respektlos jetzt bei dem Namen, mit dem sie ihn fast alle nennen, war der mittlere von drei Söhnen. Bruder John war sechs Jahre zuvor, Bruder Malcolm sechs Jahre später geboren worden. Der Vater arbeitete unter anderem für staatliche Behörden, machte sich während der Rezession in den 30er Jahren 1936 selbständig, startete seinen Eigenbetrieb mit einem Handkarren, nahm seinen jüngeren Bruder



Eddie Healey im Pavillon vor dem CentrO.-Modell

Norman mit ins Geschäft: „Healey Brothers".

1941 ging der Senior zur Armee, der Onkel stieg aus, Mutter Sarah Ann führte das Geschäft mit zwei Angestellten in den Kriegsjahren weiter. Eddie wurde 1943 in der Grundschule von Anlaby eingeschult, blieb dort bis zum 11. Lebensjahr. Dann stand die Entscheidung an, Prüfung fürs Gymnasium oder Gesamtschule:

„Meine Mutter hoffte auf das Gymnasium, aber ich bin bei der Prüfung durchgefallen." Die Schubkarre quietschte wieder.

Also Gesamtschule, bis er 13 war. Inzwischen war das elterliche Geschäft nach dem Krieg sehr gewachsen, war dem Mastersbuilders-Verein beigetreten. Der Vater wollte, daß Sohn Eddie auf eine Baufachschule, ein städtisches Kolleg, ging. „HMTC" hieß die, von den Schülern wurde sie „Hausgemachte Teekekse"-Schule genannt, passend zu den Initialen: H-ome M-ade T-ee C-akes. Eddie mußte sich vorstellen. Der Vater kannte einige führende Leute in der Stadt: „Daher wurde ich aufgenommen, das hatte nichts mit meinen Leistungen zu tun."

Mit 15 hatte er andere Prüfungen abzulegen, denn sein Vater wollte nicht, daß er Maler, Anstreicher und Dekorateur wird: „Er hätte es gut gefunden, wenn ich in die Kostenrechnung gegangen wäre." Und der Vater hatte auch große Hoffnungen, daß sein Sohn das Examen bestehen würde:

„Ich bin leider wieder durchgefallen."

Inzwischen haben wir beim Gespräch für die quietschende Schubkarre nur noch Gelächter übrig. Also hat Eddie die Schule mit 15 verlassen. Auf dem Abschlußzeugnis stand: „Es ist ein großer Fehler, wenn er nicht etwas Ordentliches lernt." Damit war offenkundig der väterliche Betrieb gemeint, und in den trat der Filius dann auch als Auszubildender ein. Hauptsächlich arbeitete er auf Neubaustellen, mit 17 wurde er Baustellenleiter, organisierte die Arbeit für fünf, sechs Angestellte.

Dann hatte der Vater, meint heute noch auch der Sohn, eine gute Idee. In den Nachkriegsjahren gab es in England Gutscheine für Essen und Farbe und Tapeten, und letztere bekam Healey sen. mehr, als er brauchte. Also verkaufte er sie weiter, an Firmen und Privatkunden. Und er kaufte eine Art Kreideanstrich, damals beinahe was Neues, gleich viele, viele Tonnen, die zuhause zu lange gelagert wurden und fürchterlich zu stinken begannen.

Damit begann für Eddie sein erster Verkaufstag, denn er dachte, es sei eine gute Chance, sich zu bewähren, wenn er dieses Zeugs verkaufen würde. Und er dachte sich, die besten Kunden wären Bauern, die könnten die Farbe für ihre Kuh- und Pferdeställe verwerten:

„Denn da war es egal, wie es stinkt."

Schubkarre. Er stellte sich bei Bauern vor, verkaufte den ganzen Vormittag nichts, mittags kam er in eine kleine Stadt, aß im Café ein Sandwich. Alle Handelsvertreter trugen schwarze Hüte, „so wie Frank Sinatra damals". Die berühmteste Marke war „Attaboy". Er ging in ein Geschäft gegenüber, kaufte sich einen „Attaboy" für zwei Mark, weil er älter wirken wollte.

„Ich war 17 und sah aus wie 14."

Im Minivan probierte er die Hüte durch, beim ersten Bauernhof, den er danach besuchen mußte, hatte Eddie noch keinen Mut, das Ding aufzusetzen. Und er verkaufte wieder nichts. Bei der nächsten Station

hatte er den Hut auf, klopfte robust die Tür. Die Bauersfrau öffnete und dirigierte ihn in einen Heuschober mit offenen Seiten, am einen Ende ackerten drei junge Frauen mit einer Heugabel, am anderen war wohl der Bauer.

Es war November und stürmisch in England, Eddie mußte den Hut festhalten, damit der nicht fliegen ging, als er eine 15 Meter hohe Leiter raufkletterte, sah den Bauern, lief rüber, vom Kichern der Frauen begleitet. Dabei übersah er die Löcher, die bei der Arbeit mit der Heugabel nun mal entstehen. Und kurz vor Erreichen des bäuerlichen Ziels fiel er in ein solches Loch, schlug mit dem Kinn auf und biß sich dabei die Zunge blutig. Der Bauer war ohnehin schon groß, Eddie nun mal deutlich kleiner. Den Unterschied verdeutlichte der Senior-Chef von Stadium im Centr*O*.-Pavillon bühnenreif. Er stieg auf einen Stuhl, um den Bauern zu spielen, fiel auf die Knie, um seine Größe dagegenzustellen. Der Bauer fragte:

„Was wollen Sie?" „Ich möchte Ihnen diesen Anstrich verkaufen."

Schubkarre. Der gute Mann hat auch nichts gekauft: „Mein erster Tag war ein Mißerfolg, aber es war ein exzellentes Training, und letztendlich hatte ich dann doch einige Erfolge, aber ohne Hut. Seither habe ich außer Helmen auf Baustellen nichts mehr aufgehabt." Der ältere Bruder John übernahm schließlich den Dekorateurbereich, Eddie konzentrierte sich mit seinem Vater auf den Verkauf von Farben und anderen Deko-Artikeln, bald kam auch der jüngere Bruder hinzu.

1965 wurde in England die Preisbindung aufgegeben, ungefähr zur gleichen Zeit „oder etwas früher" lernte Eddie seine heutige Frau kennen, Carol Lowrey, am 8. Dezember 1965 hielt er um ihre Hand an, ordentliche Manieren gab's schon damals in „Good old England". Bis dahin hatte er es nicht sehr ernst genommen mit dem Geschäft, „aber mir war klar, daß ich mit der Heirat verantwortungsbewußter werden mußte". Geheiratet wurde am 20. August 1966:

„Das war überhaupt ein sehr gutes Jahr, da ist England Fußball-Weltmeister geworden, gegen Deutschland."

Schubkarre. Healeys nutzten die

„Meine Mutter hoffte auf das Gymnasium, aber ich bin bei der Prüfung durchgefallen."

Chance der freien Preise. Und zu der Zeit kam in England auch die erste Kreditkarte auf den Markt, die Vorläuferin von „Visa". Von einem Tag auf den anderen schloß der Vater das Geschäft mit allen Kreditkonten- und Rechnungen ab, fortan ging alles auf Bargeschäfte, cash, man wollte einen eigenen Farbenmarkt gründen. Und so saß Eddie eines Abends bei den Schwiegereltern und dachte über einen Namen nach, der auch für die Qualität der eigenen Farbe stehen sollte: „Wir kamen auf „Status". Ein erster Baumarkt wurde gegründet, alle Kunden bekamen eine „Status-Karte", um in den Markt reinzukommen, vergleichbar mit den Metro-Karten.

Das wurde zu einem phantastischen Erfolg. Zwar war der Vater zu der Zeit aus gesundheitlichen Gründen für einige Monate nicht im Geschäft, aber binnen eines Jahres steigerten die Söhne den Gewinn von 6000 auf 100000 britische Pfund, damals eine Wahnsinnssumme. So entschloß man sich, weitere Märkte zu eröffnen, bis 1972 wurden es 41, die Familie machte 1,3 Mio Pfund Gewinn. Bis dahin hatten die beiden Söhne jeweils ein Drittel der Geschäftsanteile vom Vater bekommen, auch je ein Drittel vom Dekorateur-Geschäft des Bruders, das zu der Zeit nicht sehr erfolgreich war. Der wollte seine Anteile dann auch noch verkaufen, im Oktober gingen Eddie, 34, und sein jüngerer Bruder, damals 28, an die Börse:

„Wir waren sehr junge Geschäftsführer in der GmbH."

Schubkarre. Beide waren sie der Meinung, daß Farben, Tapeten etc. nicht genug waren, sie nahmen ein Sortiment von Möbeln, Teppichen und ähnlichen Einrichtungsartikeln für größere Gebäude hinzu. Dann kam der erste Hammer, in England wurde die Mehrwertsteuer eingeführt. Zuvor hatte es einen großen Einkaufsboom in England gegeben, gute Geschäfte für die Healey-Brüder. Die Einführung der MwSt auf der Insel kam zeitgleich mit der Vervierfachung des Ölpreises, der großen Energiekrise weltweit. In England durften die Geschäfte nur noch an drei Tagen pro Woche öffnen, „Status" brach zusammen, der Aktienkurs, der bis da-

hin auf 183 pence angewachsen war, fiel auf neun pence.

Die Brüder mußten für die überflüssigen Flächen, auf denen Möbel, Teppiche und die anderen Sachen angeboten wurden, „die ohnehin nicht unsere Spezialität waren", andere Einzelhändler für eine Übernahme finden, lernten damals den Geschäftsführer der Firma MFI kennen, die Küchen und Schlafzimmermöbel in Bausätzen vertrieb. Das war seinerzeit in England der große Renner, und die Marke „Hygena" hatte einen guten Nahmen.

Malcolm Healey, der ebenfalls mit 15 die Schule verlassen hatte und nie im Bereich Tischler/Zimmermann ausgebildet worden war, gab „Hygena" ein neues Design, machte das Produkt effizienter für Produktion und Verkauf, senkte die Anzahl der Komponenten sozusagen als Autodidakt von 117 auf 17. Er war so erfolgreich, daß er die Küchen schneller herstellen konnte als verkaufen. Die Brüder sprachen MFI an, die bislang im fernen Osten und in der damaligen DDR gekauft hatten. Da war man so begeistert, daß man Malcolm Geld für den Bau einer Fabrik zur Verfügung stellte. Bis dahin war „Hygena" Marktführer mit 18000 Küchen pro Woche, der Bruder steigerte die Produktion auf 80000 Einheiten wöchentlich.

Ein Drittel davon verkaufte „Status", die Ladenkette wurde wieder aufgebaut, bis 1980 gab es mehr als 60 Filialen mit weit größerer Fläche als je zuvor, vier Mio Pfund im Jahr wurden Gewinn gemacht. Nur, die Konkurrenz zu MFI wurde größer, ohne Streit untereinander waren die Parallel-Geschäfte nicht mehr weiterzumachen. So entschloß man sich zu einer Fusion, MFI übernahm „Status", das 22 vH der Anteile hatte. Eddie wurde Geschäftsführer für den Immobilien- und Grundstücksbereich.

Zuvor allerdings waren Probleme mit dem Kartellamt auszuräumen, weil die Konkurrenz und der Verband die Marktführerschaft der fusionierten Gesellschaft beklagten. Eddie mußte versprechen, MFI auf Kundenservice zu trainieren, „so war eine meiner Aufgaben die Umorganisation der Verkaufsschulung, Anreize für Verkäufer einzuführen. Zu der Zeit erst wurde mir richtig bewußt, wie wichtig Kundendienst ist."

„Denn da war es egal, wie es stinkt."

Andererseits mochte er nicht für eine große Organisation arbeiten, die ihren Sitz in London hatte, während seine Familie in Hull lebte, 320 Kilometer entfernt: „Für zwei Jahre willigte ich ein. Am 31. März 1982 bin ich gegangen." Für MFI hat er in der Zeit große Grundstücke ausgesucht, da das Einkaufen auf der Grünen Wiese Anfang der 80er Jahre in England sehr beliebt wurde. Eddie wurde sehr vertraut im Umgang mit Bau- und Planungsämtern, wenn es um größere Projekte von 3- bis 4000 qm ging.

1982 dann schließlich stellte er sich ganz auf seine eigenen Füße, und mußte erst einmal einen Namen finden für sein Geschäft. Eddie blätterte im Wörterbuch nach, wollte einen Namen, der dem von „Status" möglichst ähnlich war. Das diesem nächste Wort war „Stadium", also nannte er seine Firma so. Dann wollte er die Baugenehmigung für viele größere Firmen, u.a. MFI, aber auch für andere Baumärkte, beantragen.

Fünf Grundsatzregeln stellte er für seine neue Planung auf:

1. Den richtigen Ort finden.
2. Entweder kaufen oder eine Option, vorbehaltlich der Baugenehmigung auf das Grundstück, erwerben.
3. Die Baugenehmigung bekommen.
4. Pacht- oder Leasingverträge mit Einzelhändlern abschließen.
5. Eine Finanzierung finden.

„Diese fünf Regeln", macht der Unternehmer klar, „gelten auch für „Centro.". Nur, zu der Zeit kriselte es in England wieder einmal:

„Wir haben viele Rezessionen erlebt."

Schubkarre. Aber, das Land war im Falkland-Krieg, gewann ihn im Juli 1982, und das bewirkte einen großen nationalen Stolz: „Das war der Höhepunkt des Thatcherismus, es gab ein neues Selbstvertrauen im und zum Land." Die Steuern wurden gesenkt, Privatisierung war das Schlagwort der Stunde, aber die eiserne Lady traf auch unbequeme Entscheidungen. Die Arbeitslosigkeit wuchs zu einem großen Problem, Mitte der 80er Jahre

gab's Massenentlassungen auf der Insel.

Schubkarre, die soundsovielte. Eddie trocken zum Dauerquietschen:

„In England haben wir Öl."

Das mußte die Dolmetscherin nicht übersetzen, die Gesprächsteilnehmer lagen eh schon flach.

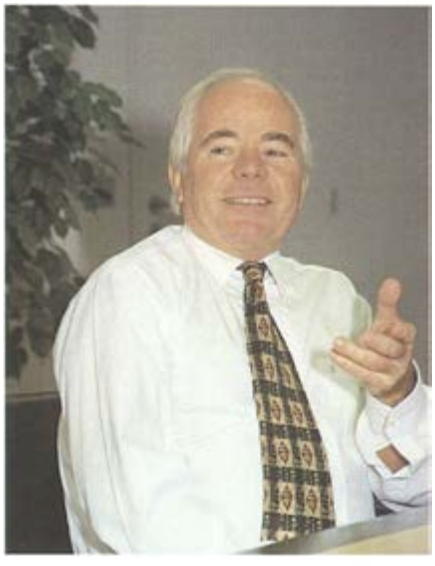
Es gab auch in England haufenweise Schließungen bei Kohle und Stahl, der Regierung sei klar geworden, daß strukturschwachen Gebieten besonders geholfen werden mußte. Es wurden Unternehmenszonen eingeführt, einige dieser besonders problembehafteten Gebiete wurden von planungsrechtlichen Einschränkungen befreit, eines dieser Gebiete war Gateshead. Dort hatte ein Grundstücksentwickler namens John Hall das erste regionale Einkaufszentrum in England gebaut. Und da Eddie auch Grundstücksentwickler war, hat er dieses Projekt genau beobachtet.

John wollte Eddie die Baustelle in Gateshad verkaufen, als aber Marks & Spencer, der größte Einzelhändler der Welt, Interesse hatte, sich dort anzusiedeln, merkte John, wie attraktiv das Grundstück war, baute selbst. Eddie: „Ich war enttäuscht, sah mich nach etwas anderem um, innerhalb von 18 Monaten habe ich 18 verschiedene Grundstücke gekauft." In Rotherham, einer Region vier Kilometer entfernt von Sheffield. Eddie sprach mit dem Leiter der dortigen Stadtverwaltung über seine Pläne, in Rotherham ein regionales Einkaufszentrum zu bauen:

„Er war geradezu entzückt."

Schubkarre, die letzte. Michael Grundmann reißt die Tür zur Grünfläche auf und flüstert nicht gerade: „Könnt ihr mal einen Tropfen Öl an die Karre tun."

Der Verwaltungschef von Rotherham bat Eddie, den Behörden und Politikern vor Ort seine Pläne zu präsentieren. Der machte das vor 49 Kommunalpolitikern, vor 48 von der Labour Party und einem Konservativen: „Die haben nie ein einstimmiges Votum abgegeben, außer für mein Vorhaben." Aber man hörte auch anderswo von den Planungen für die hartgebeutelte Stahlregion. Und dem benachbarten Sheffield war es zuvor nicht besser ergangen, beide Städte hatten innerhalb von zwei Jahren rund 70000 Arbeitsplätze verloren.



„Was wollen Sie?"
„Ich möchte Ihnen diesen Anstrich verkaufen"

Und Eddie lernte einen anderen Unternehmer kennen, Paul Sykes. Der hatte in Sheffield klargemacht, daß diese Stadt verlieren würde, wenn ein Einkaufszentrum in Rotherham gebaut werde. Sheffield erteilte seinerseits Paul Sykes die Genehmigung, „Meadowhall" zu bauen. Eddie war überrascht, er hatte erwartet, daß die englische Regierung, die bei größeren Projekten beteiligt werden mußte, das Vorhaben ablehnen würde: „Die hat sich gar nicht eingemischt."

Es kam zum Kampf zwischen den beiden Städten, wo letztlich gebaut würde, das wußte Eddie, hing davon ab, für welchen Standort Marks & Spencer sich entschied. Und die wählten Meadowhall. Da war klar, daß dann alle anderen Einzelhändler dieser Entscheidung folgen würden. Obwohl Eddie schon einiges in die Entwicklung eines Zentrums in Rotherham investiert hatte, wußte er, daß der Kampf für die Stadt nun verloren war. Zu seiner Überraschung entschloß sich Paul Sykes dann, „Meadowhall" an „Land securities" zu verkaufen. Eddie bekam kalte Füße.

Einige Wochen später rief Eddie bei Sykes bei ihm an, „wir verstanden uns ganz gut". Am 28. April 1987, einem Freitag, trafen sich die beiden nachmittags, am Dienstag, nach dem 1. Mai-Feiertag, wurde der Vertrag unterschrieben: Eddie hatte das Projekt Meadowhall an der Angel: „Meine erste Aufgabe war es, in Rotherham zu sagen, daß dort nicht weitergebaut wird, da ich nach Sheffield gehen würde." Das erklärte er bei einem Meeting am nächsten Tag persönlich, man war dort sehr enttäuscht, verstand aber auch, daß Rotherham verlieren würde, wenn in Sheffield die Meadowhall realisiert wird: „Seither habe ich dort andere Projekte betrieben, ich habe immer noch ein gutes Verhältnis zu der Stadt."

Zu dem Zeitpunkt überlegte Eddie aber auch, ob er weiter im Geschäft bleiben oder mehr zurück ins Familienleben kehren sollte. Denn 1967 war die erste Tochter angekommen, Anne. 1970 kam der erste Sohn, Paul. 1972 der nächste, Mark. 1974 schließlich das vierte Kind,

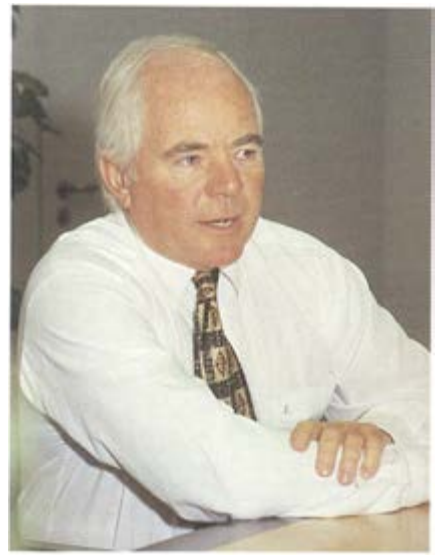
James. Eddie über die Kinder: „Anne ist sehr nett, sie verließ die Schule mit 16, wurde Friseuse, eröffnete mit 18 einen eigenen Gesundheits- und Schönheitssalon." Als sie den zweiten eröffnen wollte, lernte sie ihren Mark kennen, 1990 wurde geheiratet, Eddie hat inzwischen zwei Enkel, Ben und Emma: „Die sind glücklich, wir verstehen uns alle großartig."

Früher wohnten Tochter und Schwiegersohn immer einen Kilometer entfernt von den Healeys, heute zwei Häuser weiter auf der gleichen Straße: „Wir sehen uns ständig." Auch Paul ging mit 16 von der Schule, begann, als technischer Zeichner für seinen Vater zu arbeiten. Paul machte sich mit Computern vertraut, mit dem Rechnungswesen, machte mit 17 seinen Führerschein: „Als ich die Meadowhall-Baustelle gekauft hatte, war er der erste, der dort arbeitete. Und war der erste, der sich mit den Ämtern in Sheffield vertraut machte. Dann fing er bei der Baufirma ‚Bovis' an, die auf der Meadowhall arbeitete."

Gleichwohl war die Finanzierung des Projektes ein riesiges Problem. Als Eddie es übernommen hatte, gab es in England einen regelrechten Boom im Einzelhandel, dann kam der 13. Oktober, ein schwarzer Freitag, Crash an der Wallstreet in London, montags drauf Crash an den europäischen Börsen. Die Werte in London fielen an einem Tag um 25 Prozent, das Vertrauen in die Grundstücks- und Einzelhandelsbranche war zerbrochen. Und Eddie hatte schon mehrere Millionen Pfund für den Kauf von Meadowhall investiert, mußte bis Juni 1988 für den endgültigen Kauf aber noch 25 Millionen auftreiben:

„Ich hatte schon vorher einige Male Probleme gehabt, aber das war die schwierigste Phase meines Geschäftslebens."

Ihm wurde klar, daß er eine große Firma als Partner brauchte. Da „Bovis" zum Weltkonzern „P&O" gehörte, ging Eddie zum „Bovis"-Vorstand und erzählte von seinen Finanzierungsproblemen. Dort riet man ihm, zu einem gewissen John Beverton von der Firma „Treasurer" zu gehen: „Wir haben uns sofort gut verstanden und sind seither befreundet." Durch ihn kam Eddie mit „P&O" ins Geschäft. Dies wiederum beruhigte die Banken, die nun bereit waren, ihm das noch fehlende Geld zu geben. „P&O" war eine unerschütterliche Sicherheit.



„In England haben wir Öl"

Also konnte mit dem Bau von „Meadowhall" im Juni 1988 begonnen werden, Sohn Paul arbeitete dort für „Bovis" bis zur Fertigstellung im September 1990. September, so scheint es, ist für Eddie der ideale Monat, ein Einkaufszentrum zu eröffnen, siehe „CentrO.": „Paul bekam einen idealen Einblick ins Baugeschäft und in die Entwicklung so großer Zentren, er war damals der Entwickler, aber da das Risiko so hoch war, war ich auch selbst immer auf der Baustelle." Als das Projekt fertig war, hatte der Markt in England erneut Schwierigkeiten, es gab wieder einmal eine Rezession. Eddie versprach seiner Frau, nie wieder ein so großes Projekt anzufangen.

Dann kam die Meadowhall-Eröffnung, und die wurde ein wahnwitziger Erfolg, obwohl der Einzelhandel in England ansonsten lahmte.

Eddie, der zurückhaltende Mann mit den weißen Haaren, kommt zurück zur Familie. Der zweite Sohn, Mark, schmiß ebenfalls mit 16 die Schule, fing im Einzelhandel an. Bald darauf eröffnete er ein eigenes Geschäft in Meadowhall, heute ist er 23, importiert Kleidung und andere Textilien aus der ganzen Welt nach England. Er betreibt den Großhandel und hat immer noch sein Einzelhandelsgeschäft in Meadowhall.

James, der jüngste, ist von klein auf ein talentierter Golfer, hat für die Jungs in der ersten Klasse und später in der Jugendmannschaft für England Golfturniere gespielt. 1994 wurde er in Südafrika Golfprofi, will als Professioneller bei den Golfern Karriere machen: „Er ist sehr ehrgeizig, aber Profigolf ist schwierig. Dennoch bin ich zuversichtlich, daß er es schaffen wird."

Und Eddie ist wieder beim Geschäft. Als er Meadowhall baute, sei dies seine erste Erfahrung mit dem Bau von Einkaufszentren gewesen. Er hatte zwar viele Malls in den USA gesehen, auch den Gateshad-Park in England, aber er hatte trotzdem den Eindruck, daß er mehr Beratung brauchte, vor allem auch in Designfragen. Und zufällig lernte er den Kanadier Ron McCarthy kennen, der in Designdingen Erfah-

rung hatte, erstmals auch die Vorstellung einer Oase konzipiert hatte. McCarthy hatte zuvor bei Triple Five gearbeitet, der Bogen des Edwin Healey zu Oberhausen war gespannt.

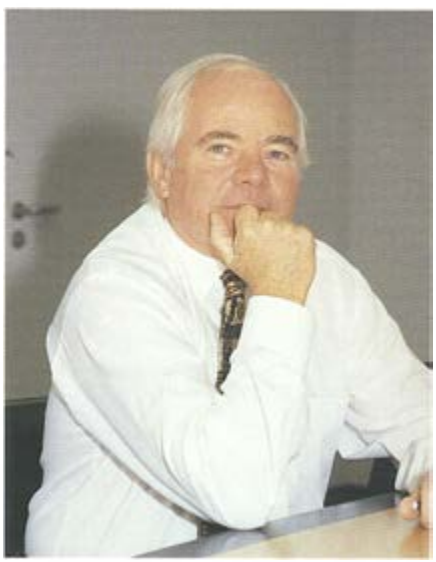
„Gegen Ende November 1990 erzählte mir Ron McCarthy von Marion Weinberger, einer Deutsch-Kanadierin, die in Oberhausen für Triple Five ein Projekt vorbereiten sollte." Und die hatte Ron erzählt, daß Triple Five, die Kanadier, bei den Verhandlungen in Deutschland zu gierig geworden seien, unter anderem neben immensen öffentlichen Mitteln für ihr riesiges Einkaufszentrum, das sie planten, im ersten Jahr nach der Eröffnung Steuerfreiheit haben wollten. Und Marion habe Ron gesagt, wenn sie keinen anderen finde für das Grundstück, dann gehe sie zurück nach Toronto:

„Er fragte mich, ob ich Interesse hätte."

Eddie schlug vor, daß Marion nach Sheffield kommen sollte, um sich anzusehen, ob so etwas auch für Deutschland akzeptabel sein könnte. Ende Dezember kam sie, und sie war sehr beeindruckt. Marion meinte aber, daß es in Oberhausen nicht nur Shopping geben dürfe, daß man auch andere Aktivitäten planen müsse. Sie schlug vor, die Oberhausener Grundstücksentwicklungsgesellschaft als Vermittler zwischen der Westdeutschen Landesbank, dem Land NRW und der Stadt einzubinden.

Weitere Deutsche von den zu beteiligenden Behörden flogen nach Sheffield, waren ebenfalls beeindruckt, meinten, daß Meadowhall, ebenfalls auf die Brache eines ehemaligen Stahlwerkes gebaut, das beste Beispiel für Erneuerung in Europa sei. Für den 13. März 1993 wurde eine Präsentation der Planung für Oberhausen anberaumt.

Innerhalb von sechs Wochen, lobt Eddie seinen neuen Partner, habe Ron einen Masterplan entwickelt, mit einem tollen farbigen Prospekt für die ganz Baustelle, „nicht unähnlich dem, was heute gebaut wird". Er wußte, daß man in der Stadt eine Sportarena begrüßen würde, weil in der Bundesrepublik seit den Olympischen Spielen 1972 in München keine neue gebaut



„ ... das war die schwierigste Phase meines Geschäftslebens."

worden war, das man auch einen Familienpark wünschte. Und Ron war ein Fan von Tivoli Garden in Kopenhagen. Am 13. März 1991 kam Eddie zum ersten Mal in seinem Leben nach Deutschland, ließ sich zunächst einmal mit einem Hubschrauber über das damalige Thyssen-Gelände fliegen, und war beeindruckt über die so große Ähnlichkeit mit dem Gelände von Meadowhall:

„Ich wollte sofort bauen, brauchte für die Entscheidung nur eine Minute."

Und was hat seine Frau zu dem ersten Rückfall gesagt? „Sie war nicht beeindruckt." Abends dann war die Präsentation, „ich wußte gar nicht, daß Herr Drescher am 1. März, ein paar Tage vorher erst, zum Oberstadtdirektor von Oberhausen gewählt worden war". Sohn Paul war mit zur Vorstellung gekommen, „und Ron ist ein guter Präsentator". Er hatte einen Video-Kontakt nach Los Angeles vorbereitet, man konnte mit dortigen Arena-Betreibern sprechen. Auch Präsident Kaiser von Tivoli Garden war dank Ron dabei, der von dem Projekt ebenfalls überzeugt war.

Nur Eddie, der erwischte einen denkbar schlechten Start. Zum einen wurde er als Investor mit zwei Mrd. Mark vorgestellt, die er ja nun wirklich nicht allein hatte. Zum anderen setzte er, obwohl als Pop- und Rockmusikfan durchaus mit Kopfhörern vertraut, das Gerät, das eigentlich für die Dolmetscherin bestimmt war, falsch herum auf, der Bügel zerbrach: „Das brachte einige in Verlegenheit. Die anderen drei aber waren brillant, mir blieb es dann überlassen, zum Schluß alles zusammenzufassen und Fragen zu beantworten. Das Hauptthema war natürlich die Verträglichkeit eines Einkaufszentrums für die Nachbarstädte."

Eddie hatte sich einige Punkte zurechtgelegt:

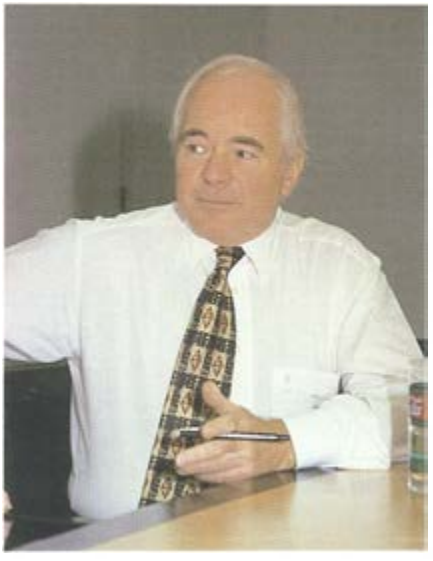
Es gebe einen Frustfaktor beim Einkaufen, der dazu führe, daß man nicht einkaufen geht, erstens, weil es regnet, zweitens, weil keine Parkplätze vorhanden sind, drittens, weil die Kinder nicht mitwollen, viertens, weil auch die Ehemänner nicht mitwollen. Mit einem solchen Zentrum aber, argumentierte

der Stadium-Chef, seien die Probleme vom Tisch, da gebe es was für alle.

Heute argumentiert er wie vor knapp fünf Jahren, daß immer weniger Geld fürs Einkaufen, immer mehr aber für Tourismus und Freizeit ausgegeben werde. Der Hauptgrund dafür sei, daß Shopping nicht so modern gehandelt werde wie der Tourismus. Wenn man zum Beispiel vergleiche, wie das Urlaubsangebot 1975 war und wie vielfältig heute angeboten werde, und dann dagegen die deutschen Einkaufszentren vor allem in den Innenstädten betrachte, dann habe sich dort in den letzten 20 Jahren nicht viel bewegt. Er sei überrascht, daß ein so großes Produktionsland wie Deutschland sich so abwartend gegenüber der Einzelhandelsbranche verhält, daß die Läden so früh geschlossen werden.

Ein anderer Aspekt seiner damaligen Argumentation: 25 Prozent der Kunden seien irgendwie behindert. Das seien nicht nur die, die im Rollstuhl sitzen, sondern auch die, die den Rollstuhl schieben, das seien Mütter mit zwei kleinen Kindern unter fünf Jahren, hochschwangere Frauen, kranke und auch ältere Menschen, der Anteil letzterer an der Gesellschaft wachse am schnellsten: „Und was verlangen wir von diesem verwundbarsten Teil der Gesellschaft, um ihn wenigstens dazu zu befähigen, das Lebensnotwendigste einzukaufen? Rollstühle und Kinderwagen müssen über Stufen geschoben werden, die Leute müssen mit schweren Paketen lange Wege gehen, und das oft bei schlechtem Wetter. Daher glaube ich, Oberhausen braucht ein modernes Einkaufszentrum."

Wer einmal in Sheffield war, weiß, wovon Eddie spricht. Eine hochschwangere Frau oder ältere Menschen mit schweren Einkaufstaschen gibt's in der Meadowhall nicht, weil lautlos ein Mitarbeiter des Zentrums herbeieilt und das Tragen übernimmt. Rollstühle werden augenblicklich von Beschäftigten übernommen und geschoben, kein Mitarbeiter geht an einem Papierschnitzel vorbei, ohne ihn aufzuheben (sonst wäre er seinen Job im Handumdrehn los), Zigarettenkippen in Aschenbechern gibt's nicht, obwohl Rauchen erlaubt ist.



„Ich wollte sofort bauen, brauchte für die Entscheidung nur eine Minute."

In der Folgezeit sah man sich Statistiken an, stellte fest, daß Oberhausen fast 700 Mio DM Kaufkraft pro Jahr an Nachbarstädte verlor, dies, so wurde berechnet, würde eine Verkaufsfläche von 70000 qm für ein Einkaufszentrum ergeben. Ende 1991 waren die Vereinbarungen mit Stadt und Land getroffen, die Arbeit am Bebauungsplan begann, das Land versprach, für die Infrastruktur, neue Straßen, Straßenbahn etc., zu sorgen. Verhandelt wurde zunächst vertraulich, als es dann öffentlich wurde, gingen Eddie und Sohn Paul erstmals zu den Oberhausener Ämtern. Für zehn Uhr morgens war man an einem Tag Anfang 1992 im Rathaus verabredet: „Wir kamen zwei Minuten zu früh, auf den Treppen des Rathauses standen jede Menge Leute. Ich dachte: „Hier muß heute eine Hochzeit stattfinden." Aber das waren wohl 50 Beamte für unser persönliches Willkommen." Eddie:

„Da wußten wir, daß wir Freunde der Stadt waren, ein Gefühl, das wir heute noch haben."

Eine Partnerschaft zwischen Oberhausen und Stadium habe begonnen, ein brillantes Verhältnis für beide Seiten, das glaubt Eddie heute noch: „Ohne die power von Drescher und die Ambitionen von Stadium hätte das Projekt doppelt so lange gedauert." In der Folgezeit besuchten tausende Deutsche Meadowhall, um sich zu informieren, Vertreter der Banken und des Einzelhandels, der IHK und anderer Verbände, auch ungezählte Politiker reisten nach Sheffield. Meadowhall ist inzwischen das erfolgreichste Einkaufszentrum in ganz Großbritannien, hat sogar die legendäre Oxford Street in London überflügelt.

In Oberhausen ging es weiter, wie längst bekannt. Die Komponenten für das Projekt mit Einkaufszentrum, Arena, Freizeitpark und Promenade wurden entwickelt, erneut „P&O" als Finanzierungspartner gewonnen, Experten aus den USA und England herbeigeholt, dennoch aber die Details von „CentrO." durch deutsche Ingenieure entworfen. Eddie:

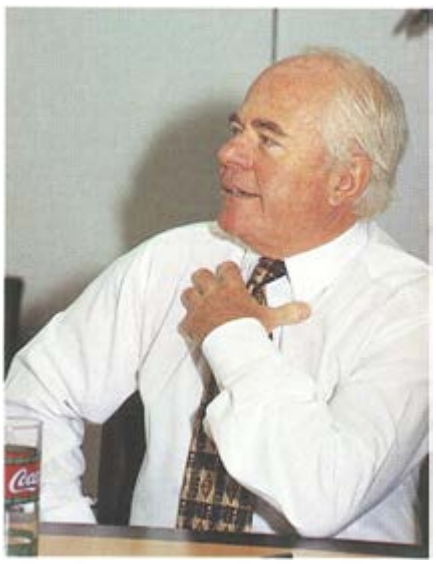
„Das ist kein amerikanisches, das ist ein europäisches Projekt, daß von Deutschen durchgeführt wird."

Parallel dazu wurden die Baugenehmigungen beantragt, „das war bislang eine unheimlich interessante Zeit, mit viel harter Arbeit auch für meinen Sohn Paul". Denn nachdem der sein Gesellenstück in Sheffield geleistet hatte, sollte er nun in Oberhausen seine Meisterprüfung ablegen. Wieder war der Junior der erste auf dem Grundstück, nur, in Oberhausen wurde er verantwortlich für Organisation, Konstruktion und Design, wurde Leiter des Gesamtprojektes. Eddie: „Einer der befriedigendsten Aspekte für mich ist heute, daß Deutschland und Oberhausen Paul voll akzeptieren, obwohl er sehr jung ist."

Dabei kommt das Team für die Hauptgeschäftsfelder mit wenigen Leuten aus. Chris Smith als Verkaufsdirektor mit Erfahrung aus Meadowhall, Bill Young als Betriebsdirektor, Michael Crooks als Finanzdirektor, alles Briten. Einige Zeit suchte man als Kopf des Projektes einen Deutschen, dadurch, daß Coca Cola Hauptsponsor der Oase ist, wurde man dort in der Essener Niederlassung fündig, holte Rainer Becker von Coke als Marketing-Geschäftsführer nach Oberhausen. Möglicherweise ein fruchtbarer Deal, Eddie gibt zu, daß Coca Cola sehr interessiert ist, von Essen nach Oberhausen ins „CentrO." umzuziehen. Für Eddie ein Beleg, daß nur die Erwähnung von „CentrO." geholfen hat, Oberhausens Profil zu verbessern, das wäre auch so, wenn das Projekt letztlich nicht realisiert worden wäre.

„Das kann man mit einer Oscar-Nominierung vergleichen, auch wenn man nicht gewinnt, hat man Anerkennung erfahren."

Catering wird eine der wichtigsten Rollen im CentrO. spielen. Dieser Bereich wird von Stephen Logue betreut, der eine große Erfahrung auf diesem Gebiet hat. Schließlich fand man im Herbst 1995 mit dem Holländer Hans Matthijsse einen jungen, dennoch im Betreiben von Hotel- und Hollyday-Parks erfahrenen Fachmann, der als Direktor der neugegründeten Management GmbH für „CentrO." verpflichtet wurde. Das gesamte Team ist blutjung. Eddies Philosophie, die er von seinem Vater erbte und bei seinen Söhnen anwendet, bleibt gleich: „Jung, dynamisch."



„Da wußten wir, daß wir Freunde der Stadt waren, ein Gefühl, das wir heute noch haben."

Das gilt auch für den 57jährigen selbst. Rock- und Popmusik liebt er noch heute. Früher ist er abends mit dem Transistorradio unter die Bettdecke gekrochen, hat Radio Luxemburg gehört, weil BBC noch nicht so viel brachte, als er 10 oder 11 war. Damals hat er zum ersten Mal Elvis gehört, begann, Schallplatten zu sammeln. Heute hat er eine riesige Sammlung von CDs, nimmt immer noch selbst Musik für besondere Anlässe auf. So auch mal eine Kassette für Burkhard Drescher, der das Hobby teilt und früher in Bands Gitarre spielte. Das Cover ist der Masterplan für „CentrO.", einmontiert ein Foto mit Eddie und Burkhard, die längst Freunde sind, beim Händedruck: „We built this city on Rock and Roll."

Außerdem spielt Eddie seit 30 Jahren leidenschaftlich Golf, hat heute ein Handicap von 13, ist erstaunt, wie populär der Golfsport in Deutschland geworden ist. Als er 1972 erstmals ein Haus an der portugiesischen Algarve kaufte, spielten dort meist Briten auf den Golfplätzen. Inzwischen sind es weitgehend Deutsche, und so lernte Eddie in Portugal übers Golfen auch Freunde kennen, Deutsche.

Ein weiteres Hobby begann in Meadowhall, als es galt, Belegschaft zu trainieren. 16 Mio Mahlzeiten pro Jahr hatte man für den gastronomischen Teil errechnet, dafür wären 1200 Beschäftigte vonnöten gewesen. Nach einer Anfrage beim Arbeitsamt fand sich ein einziger Fachmann. Also wurde eine Akademie für die Umschulung von Arbeitslosen gegründet, um die wenigstens für ein Vorstellungsgespräch zu qualifizieren. Und gleiches galt für Sicherheit, Reinigung, Management.

Umschulung, das hieß für Eddie, Vorbereitung auf ein Vorstellungsgespräch, Schreiben von Lebensläufen, persönliche Hygiene, erste Hilfe, gesundes Essen, sportliches Training. Und dieses Programm machte ihm bewußt, wie wichtig all diese Aspekte auch für ihn selbst sind. Obwohl 57, treibt er drei-, viermal in der Woche Sport (außer Schwimmen, da ist er eher schwach begabt), achtet auf ausgewogene Er-

nährung, hält Diät, „aber nicht ernsthaft genug".

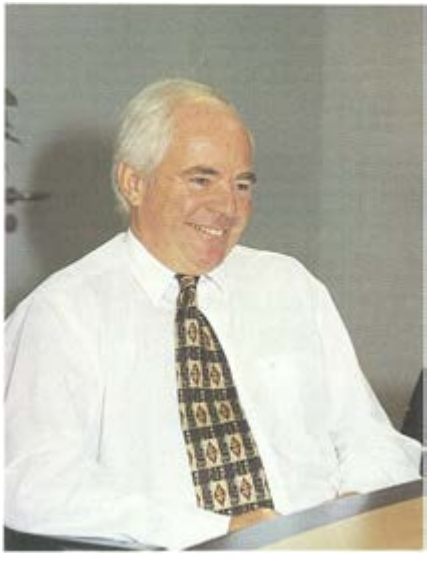
Denn Eddie liebt Hausmannskost, die bei Healeys Hausfraukost ist, weil seine Frau eine exzellente Köchin ist: Schweinebraten, Hähnchen, gegrillter Fisch, Rostbeef, Yorkshire-Pudding, aber auch chinesisches Essen, er sei eben konservativ in Sachen Küche. Man sieht förmlich, wie ihm das Wasser im Mund zusammenläuft im Pavillon, fernab von der Hausfrauenküche Carol Healeys. Im Anschluß an das Gespräch wird er sich im Coca Cola-Diner am Pavillon einfinden und als Trostpflaster einen mächtigen Hämbörger verspeisen, wegen der Diät.

Nach einer Selbsteinschätzung gefragt, sagt Eddie schlicht und einfach:

„Ich bin sehr glücklich, ich habe sehr viel Glück gehabt, daß ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort war."

Schwächen? „Ich bin kein guter Praktiker, meine Frau wechselt zuhause die Glühlampen, ich kann soeben die Motorhaube von meinem Wagen aufmachen, dann bin ich schon verloren. Und als Kind war ich sehr schüchtern, aber später, auf den Baustellen, war das nicht erlaubt, also habe ich das überwunden, ich verstehe mich gut mit Menschen." Auch mit Mitarbeitern, ist er ein harter Chef? „Fragen Sie andere." Aber es ist mehr als ein Gerücht, daß sofort gefeuert wird, wer quertreibt, daß aber beim monatlichen Wettbewerb in Meadowhall ein Mitarbeiter mal spontan 500 Pfund Prämie für einen Verbesserungsvorschlag bekam, der da meinte, daß alle Beschäftigten einfach nur lächeln sollen.

Und was kann Eddie überhaupt nicht leiden an Menschen? „Schlechte Manieren." Menschen, die er mag? Darauf kommt ein entwaffnendes Lächeln: „Gutaussehende Frauen." Der Chronist, der Carol Lowrey Healey ein einziges Mal gesehen hat, kann dies bestätigen. Und klar, Eddie liebt die Familie über alles. Sohn Paul, obwohl, ganz der Vater, ebenfalls mit einer bildhübschen Frau liiert, wohnt am Wochenende nach wie vor im elterlichen Haus, die Tochter, wie gesagt, zwei Türen weiter, einer der Söhne nahe von Meadowhall, der



„Ich bin sehr glücklich, ich habe sehr viel Glück gehabt, daß ich zur richtigen Zeit am richtigen Ort war."

jüngste in der Nähe von London, wo sein Golflehrer lebt. Aber am Wochenende kommen sie alle nach Hull, „weil sie das Kochen der Mutter lieben" (die übrigens keinerlei geschäftliche Ambitionen hat, eben einfach „nur" eine phantastische Hausfrau und Mutter ist). Als Meadowhall in Arbeit war, saß die ganze Familie dennoch täglich um 19 Uhr zum Abendessen am heimischen Tisch.

In England leben die Healeys mehr als zurückhaltend, dort gibt Eddie keine Interviews zum Privatleben: „Aber man hat mir gesagt, daß mich diese Zurückhaltung in Deutschland verdächtig machen könnte. In Deutschland bin ich bekannter als in England." Obwohl, so offen wie an diesem Vormittag Mitte November 1995 war er auch vor der Journaille wohl auch in diesem unserem Lande noch nicht, was mich durchaus stolz machte.

Und so fragte ich dann einfach nach Belgien. Ja, bei Genk werde das nächste große Projekt von Stadium entstehen. Das Gelände hat Eddie schon gekauft. Zwar seien noch nicht alle Genehmigungen da, aber er hoffe, daß alles unter Dach und Fach ist, wenn „CentrO." vollendet ist. Die Größe in Belgien sei vergleichbar, allerdings sind dort nur Einkaufszentrum, Gastronomie und Kino geplant. Und was sagt seine Frau zum zweiten Rückfall? „Glücklicherweise macht Paul die Arbeit, und er hat ein tolles Team zusammen, das es auch ihm erlaubt, nicht allzu hart arbeiten zu müssen."

Zum Schluß bedankt sich Eddie höflich für das Gespräch, obwohl es eigentlich umgekehrt hätte sein müssen, von der Dolmetscherin verabschiedet er sich wie von engen Mitarbeitern, linke Wange, rechte Wange, der Künstlergruß im knallharten Business. Nein, dieser Mann ist nicht knallhart, er ist eine Persönlichkeit, als Geschäftsmann sicherlich energisch, sonst wäre Oberhausen um ein wichtiges Profil ärmer. Eddie ist, er mag es mir verzeihen, was jetzt kommt: Klein, aber fein. Ein großer Mann, der auch die quietschende Schubkarre ertrug, wohl wissend, daß es auch in Deutschland Öl hätte geben müssen.

DIE SCHMUTZFINKEN IM VISIER

Schauplatz Chemisches Untersuchungsamt

GOETZ BORNMANN

Damit hatten die Männer in den weißen Kitteln nicht gerechnet. „Ich will Ochsenschwanzsuppe!", brüllt dieser Junge mit den karminroten Haaren plötzlich, der früher mal bei „Kraft" Werbung für Tomatenketchup machte. Mit dieser unverschämten Forderung bereitet er den Lebensmittelchemikern des „Maggi Kochstudios" üble Bauchschmerzen, denn die hatten sich für den neuen Werbespot voll auf Bologneser Soße konzentriert. Aber über Geschmack soll man bei Fertiggerichten lieber nicht streiten. In Chemischen Untersuchungsämtern haben das die Mitarbeiter längst begriffen. Da wird nicht debattiert, sondern analysiert.

Dort fordern die Lebensmittelchemiker, was auf den (Labor)-Tisch zu kommen hat. Immerhin. Das Beispiel zeigt, daß es in der Lebensmittelchemie zwei völlig verschiedene Welten gibt, die beide ihre Berechtigung haben. Die Industrie wird beherrscht von studierten Köchen, die mit Würzmischungen, Geschmacksverstärkern und Gemüseextrakten experimentieren. Die sich stets bemühen, einer Mischung aus Wasser, Fett, Tomatenpulver und Rindfleischfasern ein Aroma einzuhauchen, das der Verbraucher beim Beschnuppern als Ochsenschwanzsuppe erkennt. Wenn's sein muß, auch nach Gutsherrenart. Ein harter Job.

Die behördliche Seite prägen meistens Lebensmittelchemiker, die solche Suppen untersuchen. Die es peinlich genau nehmen mit den Zutaten und Gewichten, die auf den Verpackungen angegeben sind. Sie fahnden penibel auch nach Substanzen, die sich in Lebensmitteln verstecken, dort aber nichts verloren haben. Schließlich könnte der Ochse, der für die Kraftbrühe durch den Fleischwolf gedreht wurde, auf einer Wiese gegrast haben, die mit Schwermetallen oder Pestiziden belastet war. Sicher ein überzogenes Beispiel, prinzipiell jedoch möglich.

Auslöffeln müssen die amtlichen Lebensmittelchemiker die Instantsuppen ihrer Kollegen auch noch. Geschmackstests sind unerläßlich. Ein harter Job.

Diese Wissenschaftler forschen im Chemischen Untersuchungsamt der Stadt Oberhausen an der Buschhausener Straße. Auf dem ehemaligen Schlachthof-Gelände befinden sich die Laboratorien über zwei Etagen verteilt. 14 Mitarbeiter sind dort den Spuren auf der Spur. Denn die Konzentrationen der Stoffe, nach denen sie suchen, machen manchmal bloß billionstel Gramm aus. Einen Fachbereichsleiter – so heißt das im „Rathaus ohne Ämter" – gibt's selbstverständlich auch: Er ist der Chef, heißt Joachim Walta. Ist ebenfalls Lebensmittelchemiker, 50 Jahre alt und verfügt über eine 21jährige Erfahrung bei der wissenschaftlichen Inspektion von Lebensmitteln. Ein wirklich harter, aber befriedigender Job.

Wenn Walta Blutwurst wünscht, bekommt er sie. Wie Fleischwurst. Oder fetten Speck. Oder Ochsenschwanzsuppe. „Wir sagen, was untersucht wird, und die Kontrolleure des Ordnungsamtes holen die Lebensmittel in den Geschäften ab", erklärt Walta, der die Leitung des heutigen Fachbereichs Chemische und Lebensmittel-Angelegenheiten 1994 von Prof. Friedrichkarl Jekat übernommen hat.

Krustentiere

Seit 90 Jahren existiert das Chemische Untersuchungsamt der Stadt Oberhausen. Per Reichsgesetz wurde bereits 1879 verfügt, daß die Untersuchung von Lebensmitteln öffentlich zu sein hat und nicht mehr von Privatpersonen durchgeführt werden darf. 1975 fand das Amt nach vielen Zwischenstationen seinen Sitz auf dem Gelände des ehemaligen Schlachthofs.

Die Aufgaben sind vielseitig, die

dort zum Schutz des Verbrauchers wahrgenommen werden. Durch einen Kooperationsvertrag der Städte Oberhausen, Essen und dem Kreis Wesel wird sichergestellt, daß die drei Chemischen Untersuchungsämter sich die Arbeit genau teilen. So werden in Essen Tafelwasser und Pharmawirkstoffe analysiert. In Oberhausen haben sich Walta und seine Mitarbeiter auf Fleisch und dessen Produkte, Eier, Milcherzeugnisse, Krustentiere und die sogenannten polycyclischen Kohlenwasserstoffe spezialisiert. Gerade diese chemischen Verbindungen können wiederum in Lebensmitteln auftauchen. In geräuchertem Fisch, Mettwurst oder Schwarzwälder Schinken treten bisweilen überhöhte Konzentrationen der Substanzen auf, wenn einer zuviel Rauch gegeben hat.

Manche der organischen Verbindungen, die so merkwürdige Namen wie Benz(a)pyren haben, erzeugen sogar Krebs; die Kontrolle der Grenzwerte ist demnach zwingend notwendig.

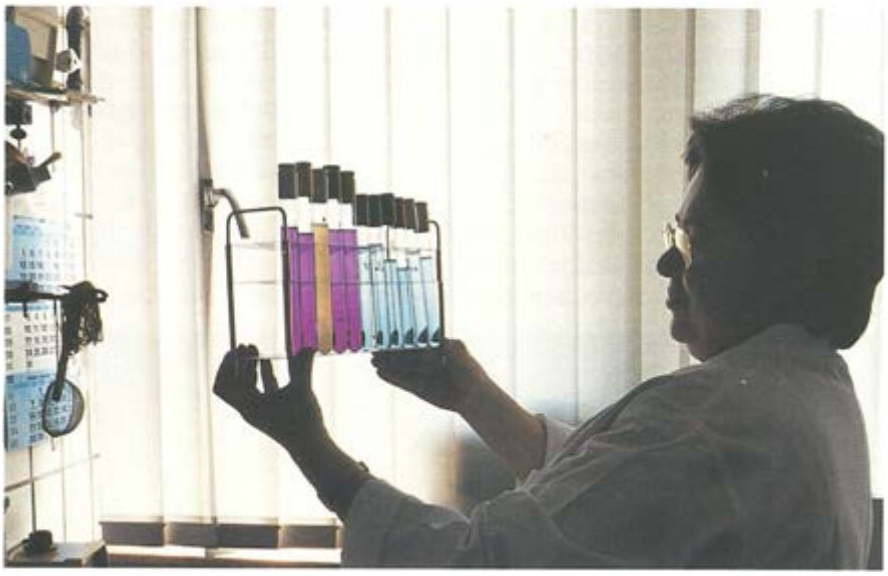
Erstaunlicherweise werden in Oberhausen nicht nur Lebensmittel geprüft, sondern auch „Bedarfsgegenstände". Nach der korrekten Bezeichnung im Beamtendeutsch fallen unter traumhaft trockene Beschreibungen wie „Kleidungsstücke, die nicht dauerhaft am Körper getragen werden", das Gebiß oder der künstliche Haarersatz. Die computergesteuerten Meßgeräte der analytischen Chemie stört es freilich wenig, womit sie bestückt werden. Perücken oder Shrimps. Ist völlig Wurst.

4057 Proben wurden im Jahre 1994 untersucht. Mitgerechnet auch Wasserproben, die das Umweltamt anliefert. Etwa sechs Wochen dauert es, bis nach dem Registrieren der Probe der endgültige Untersuchungsbericht vorliegt. Monatlich wechselt die „Speisekarte", Haben sich die Lebensmittelchemiker für Fleischwurst entschieden, dann schwirren die Lebensmittelkontrolleure aus, um in Metzgereien und Supermärkten verschiedene Proben zu nehmen. Fleischwurst darf in Oberhausen höchstens 30 Prozent Fett enthalten. Vom Geschmack mal abgesehen, können die Anbieter von Industriewurst bestimmte Grenzwerte durch

Lebensmittelproben werden für eine Analyse bereitgestellt

Im Fleischlabor werden die Proben zur Messung vorbereitet

den Einsatz von teurer Technik besser einhalten. „Industriewurst ist nicht automatisch schlecht", sagt Walta. Die Zusammensetzung stimmt haargenau. Die sitzt auch bei Perücken, die ebenso in der Fabrik hergestellt werden. Das Zweithaar ist mit einem Futter verwebt. Darin könnten Chemikalien haften, die beim Träger unangenehmes Kopfjucken verursachen. Leicht verständlich, daß solche Kopfbedeckungen ständig untersucht werden müssen. Bei den Überprüfungen kommen Beanstandungen nur selten vor.



Ist die Mikrobiologie im Schwimmbadwasser in Ordnung?

Im Wasserlabor werden die Proben auf eine Vielzahl von Parametern untersucht

Schwermetalle

Ist frische Fleischwurst an der Buschhausener Straße eingetroffen, bekommt die Probe eine Nummer. Keiner der Laboranten oder Techniker kann feststellen, aus welchem Betrieb das Nahrungsmittel stammt. „Das ist enorm wichtig", erklärt Walta, denn die Herkunft muß anonym bleiben, damit Unregelmäßigkeiten ausgeschlossen werden können. Schließlich durchläuft die zerkleinerte Fleischwurst Analysemethoden, bei denen auch der Fettgehalt ermittelt wird. Stundenlang kocht die cremige Wurstmasse dazu in Äther. „Extrahieren" heißt das im Chemikerjargon. Wenn die Wissenschaftler Schwermetallen auf der Spur sind, setzen sie atomspektroskopische Methoden ein. Dazu stehen in einem gesonderten Raum mehrere Geräte bereit, mit denen sich Metalle in verschiedenen Konzentrationen nachweisen lassen.

Auf diese Weise werden auch Un-

tersuchungen durchgeführt, die zwar nichts mit Lebensmitteln zu tun haben, wohl aber mit der Umwelt. Das hochgiftige Quecksilber findet sich in hohen Konzentrationen im Erdboden neben Krematorien, die keine Rauchgasreinigung besitzen. Die Spur führt schnell zum quecksilberhaltigen Amalgam, das in den Zähnen der Toten steckt. In unmittelbarer Nähe des Chemischen Untersuchungsamtes befand sich einst eine Batteriefabrik, die Schwefelsäure nach dem sogenannten Bleikammerverfahren produzierte. Walta: „Man kann sich leicht die Aufregung der dortigen Kleingärtner vorstellen, als klar wurde, daß der Boden mit Blei belastet war." Die Untersuchungen zeigten jedoch, daß alles nicht so schlimm war wie befürchtet. Quecksilber und Blei sind zwei typische Metalle, die mit atomspektroskopischen Methoden gemessen werden. Cadmium gehört auch zu dieser Spezies. Damit hat der Leiter des Chemischen Untersuchungsamtes besonders denkwürdige Versuche durchgeführt. Cadmium wird von Fischen und anderen Meerestieren in den Innereien angereichert. Speziell von Tintenfisch. „Unsere griechischen EU-Partner lieben es, den Tintenfisch mit Innereien zu verzehren", beschreibt Walta den Leckerbissen. Einmal hätten sie eine Probe davon auf den Tisch bekommen, die eine beachtliche Konzentration an Cadmium aufwies. Das war nicht das Schlimmste. Am Ende eines vollständigen Analysengangs steht wie bei der Tütensuppe das Prüfen des Geschmacks.

Käfer in der Suppe

Oft sind es die Verbraucher, die sich beschweren, bis das Ordnungsamt und mithin das Chemische Untersuchungsamt aktiv werden. Die Bürger stellen sich den Fleischanteil ihrer Büchsennahrung naturgemäß nicht so vor, daß in ihrer Kartoffelsuppe neben Kartoffeln auch die gleichnamigen Käfer herumschwimmen. Das ist verdammt unappetitlich, doch diese Klagen sind sehr selten. Mal stinkt den Konsumenten vermodertes Puddingpulver. Mal machen braune Partikel in der H-Milch müde Männer zu Meckerfritzen. Nur 35 Verbraucherbeschwerden registrierte das Chemische Untersuchungsamt 1993. Viel Wirbel gab und gibt es erneut um ein deutsches Weinhaus. „Weinpanschen ist kriminell", sagt Walta. Da gebe es nichts zu beschönigen.

Es sei allerdings sensationell, daß die Verbraucher in diesem speziellen Fall nicht stutzig wurden. Eiswein füllte dieses Weinhaus in Halbliterflaschen ab, die Spätlese verhökerte man für 2,40 Mark die Flasche. Möglich machte die Billigofferten eine stark kostensenkende Wein/Glykol-Mischung: Wein gemixt mit Frostschutz, den Biertrinker vorzugsweise in die Kühler ihrer Autos schütten. „Warum aber", fragt Walta, „hat das keinen Menschen stutzig gemacht?" Eine Antwort bekam er nie.

Bei diesen Proben wird das Fett von der Wurst getrennt

Die Skandale werfen eher ein schlechtes Licht auf die amtlichen Lebensmittelwächter, ist sich Walta sicher. Das hätte auch einen einfachen Grund, denn über die Routinearbeit, die überall in Deutschland jeden Tag geleistet wird, berichten die Medien nicht gern. Sie seien eher auf der Jagd nach Schlagzeilen, denn „Verseuchte Babykost alarmiert Eltern" lockt die Leser doch viel mehr als „Pfälzer Saumagen: Da steckt nur Gutes drin". Nun, einen Leser hätte letztere Überschrift sicherlich – den Bundeskanzler.

Nur die permanente Kontrolle sei es, die die Lebensmittelproduzenten zur Einhaltung der Gesetze bringt. Am Beispiel der Bäckereien macht Walta deutlich, was in Oberhausen erreicht wurde: „Jede Bäckerei der Stadt wird von uns mindestens einmal im Jahr überprüft." Nach vielen Jahren der intensiven Kontrolle sei man heute auf einem Niveau angekommen, mit dem man rundum zufrieden sein könne. Die Bäckereien seien überwiegend tiptop. Was nicht heißen soll, daß alle anderen Oberhausener Betriebe nicht ebenfalls tiptop sind. Eines ist jedenfalls sicher. Die Lebensmittelchemiker des Chemischen Untersuchungsamtes werden den Produzenten weiterhin streng auf den Zahn fühlen. Und nicht nur denen, die Hersteller von dritten Zähnen sind. Denn das ist ja ihr Job.

WARTEN BIS ER BEISST

6000 Petrijünger werfen in Oberhausens Gewässern ihre Angeln aus

GEORG HOWAHL

Im Sommer, wenn der Himmel in kräftigstem Blau strahlt, dann weht oben auf dem Gasometer immer noch ein kühler Wind. Und wenn der Blick dann herunterschweift, nicht zur CentrO.-Baustelle, wo Arbeiter wie die Ameisen umherwuseln, sondern rüber zum Rhein-Herne-Kanal, dann sieht man sie am Ufer sitzen. Zurückgelehnt in ihren Klappstühlen, die Rute in der Hand, warten sie. Warten, daß etwas passiert, warten darauf, daß der Fisch beißt. Und sie verbreiten eine Ruhe, die in dieser hektischen Zeit schon fast gespenstisch wirkt. Oben, von der Aussichtsplattform des Gasometers, sieht es so aus, als würde sich am Ufer nichts regen. Doch das stimmt nicht. Ich nehme den Aufzug runter von der Riesentonne und gehe ein Stück am Kanal entlang, Richtung Lirich. Ich sehe den Anglern zu, die im beliebtesten Fischgewässer Oberhausens ihre Ruten auswerfen.

Es ist erstaunlich, daß nicht alle paar Meter ein Petrijünger sitzt, denn Angeln ist ein Volkssport. Immerhin gibt es schätzungsweise 6000 Sportangler in Oberhausen. Niemand kennt die genaue Zahl, die meisten sind Gelegenheitstäter, nicht in Vereinen organisiert. Daß Angeln allerdings direkt nach Golf die beliebteste Sportart von Ärzten ist, ist nur ein Scherz. Nicht jeder, der einen Fisch ausnehmen kann, sollte sich gleich an eine Blinddarm-Operation heranwagen. Prominenz findet sich dennoch in den Reihen der Angler: So ist Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond ein Petrijünger.

Doch heute ist er nicht hier unten am Kanal. Eine leichte Brise streicht übers Wasser und trägt den Geruch von Fisch und Meer an meine Nase. Das riecht irgendwie nach Freiheit, nach Natur. Sowas lieben Angler.

Denn wer die Natur liebt, der muß sie auch schützen. Niemand, der in Oberhausen eine Anglererlaubnis haben möchte, kommt an der lästigen Fischerprüfung vorbei, und das ist gut so. Für den unbedarften Laien sieht es ja ganz einfach aus: Köder an den Haken, Angel auswerfen und warten, warten, warten ...

Wer sich allerdings nicht auskennt, wird ewig warten, wenn er den falschen Köder benutzt oder etwa am falschen Platz sein Glück versucht. Und was, wenn der Fisch erstmal an der Angel zappelt? Das arme Tier soll ja nicht noch lange leiden, wenn es schon aus dem Wasser geholt wird.

Deshalb bringt der Landes-Fischereiverband (LFV) den angehenden Anglern erstmal bei, wie waidgerecht geangelt wird. Eva Rohmann vom Landes-Fischereiverband: „Wir bereiten seit über 20 Jahren die Interessenten auf die amtliche Fischerprüfung vor. Besonders die Jugendlichen interessieren sich fürs Angeln."

Fischerprüfung

Und jeder Angler, ob er nun am Rhein-Herne-Kanal oder an einem anderen Platz in Oberhausen seine Leine auswirft, hat sich erstmal 30 Stunden lang mit dem theoretischen Unterricht zu befassen. Fischkunde im Speziellen und Allgemeinen, Paragraphen-Pauken im Fischereigesetz, Tier- und Naturschutzbestimmungen und schließlich der Umgang mit der Rute und den Haken müssen geübt werden. „Die Durchfallquote ist nicht sehr hoch", erzählt Reiner Süselbeck von der Unteren Fischereibehörde. Pro Prüfung wollen etwa 100 Kandidaten beweisen, daß sie alle erforderlichen Grundkenntnisse der Fischerei besitzen. Fehlt nur noch ein Fischereischein, den es ebenfalls bei der Unteren Fischereibehörde im Ordnungsamt gibt. Diese Scheine werden für ein bis fünf Jahre ausgestellt. Aber vor dem Anglerglück ist noch ein Tagesschein notwen-

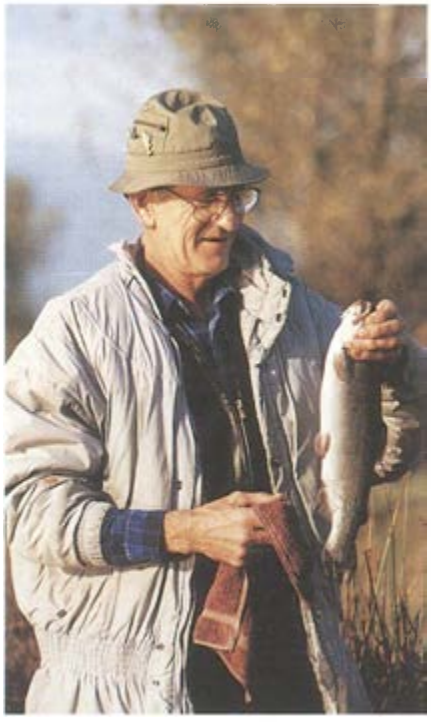
dig: „Es gibt ja keine herrenlosen Gewässer in Oberhausen", erklärt Süselbeck. Also muß man eine Erlaubnis kaufen, um in den öffentlichen Gewässern auf Fischzug zu gehen. Das Scheinchen gibt es in den Fachgeschäften für fünf bis sechs Mark. Dann kann's losgehen.

Von den Absolventen der Fischerprüfung werden sich erfahrungsgemäß allerdings nur etwa ein Drittel einem Verein anschließen. Die Vereine haben oft eigene Gewässer gepachtet, die sie auch selbst mit Fischen besetzen.

Wie Eva Rohmann weiß, gibt es allein 26 Angelvereine mit Sitz in Oberhausen. Die ältesten unter ihnen können auf die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg zurückblicken, so der Angelverein Oberhausen 1928 und der Angelsportverein Ruhrfähre aus dem Jahr 1936. Der Angelverein Kaisergarten datiert immerhin sein Gründungsjahr auf 1947.

Aber gerade in den 50er und 60er Jahren boomten die Vereinsgründungen, in der hektischen Zeit des Wirtschaftswunders nahmen sich die Wunderkinder gerne Zeit und Muße für einige ruhige Stunden am Wasser, ungestört vom Streß im Büro. Denn eines will kein Angler: gestört werden in seiner Ruhe.

So auch hier, am Rhein-Herne-Kanal, an dem ich weiterwandere zur Sterkrader Straße hin. Oben auf der Brücke haben Sprayer in großen, grünen Buchstaben „Fury in The Slaughterhouse" hingeschmiert. Unter der Brücke wühlt sich gerade das Binnenschiff „Raab Karcher 210" durchs Wasser und scheucht die Fische auf. Angler lieben das nicht. Auch will der Fischersmann, der ganz nah am Ufer sitzt, nicht in seiner Ruhe gestört werden und gibt keine Auskunft auf meine Fragen, sondern schiebt sich lieber



Anglerglück gehabt: Stolz präsentiert der Petrijünger „seinen Fang"

noch eine Pastille Fisherman's Friend in den Mund und umspült den scharfen Geschmack mit einem Schluck aus der Diebels-Dose. Leute gibt's ...

Nicht viel weiter liegt noch eine Bierdose am algenbewachsenen Ufer. Die dürfte allerdings nicht von einem Angler stammen. „Durch die Uferreinigungen ersparen die Angler der öffentlichen Hand bundesweit etwa 35 Millionen Mark", heißt es in einer Broschüre des Fischereiverbandes. Das heißt, daß sich die Angler oft selbst ans Werk machen, wenn es gilt, die Ufer zu reinigen – im Schnitt etwa 10 bis 15 Stunden im Jahr. Daß damit der Umwelt gedient ist, muß wohl nicht besonders erwähnt werden. Aber die Angler haben im Ökosystem noch eine andere Aufgabe: Sie funktionieren wie ein Frühwarnsystem für Wasserverschmutzungen, denn wer viele Stunden am Wasser sitzt und auf Fisch wartet, der hat auch viel Zeit, das Wasser zu beobachten. Außerdem setzen sich die Fischer bundesweit für die Renaturierung von fließenden Gewässern, die Schaffung von Feuchtbiotopen und die Neupflanzung von Auenwäldern ein. All das wird oft verkannt.

Sportliches Verhalten

Überhaupt hat sich eine Menge getan im Angelsport. Nur der Begriff selbst ist gleich geblieben, obwohl er oft falsch verstanden wird. Mit Sport ist nicht gemeint, daß hier eine Hochleistungs-Jagd auf die Schleyen und Aale, Forellen und Barsche gemacht wird. Als diese Bezeichnung zu Beginn dieses Jahrhunderts aus England über den Ärmelkanal schwappte, meint sie das faire, fischgerechte und damit auch sportliche Verhalten des Anglers. Außerdem ging es um eine Abgrenzung von den Berufsfischern.

Der vehemente Einsatz der Tierschützer hat eine Menge bewegt. So benutzt kein Angler mehr einen Setzkäscher (ein Netz, in dem der gefangene, verletzte Fisch noch Stunden nach dem Fangen eingesperrt wurde). So etwas würde unnötige Qualen für das Tier bedeuten. Auch gibt es den lebenden Köderfisch nicht mehr, bei dem früher die Raubfische besonders gerne anbissen.

Stattdessen treffe ich zwei Angler, die gerade heftig über die Vorzüge von Gummiaalen diskutieren. Neben ihren Klappstühlen liegt die neue Ausgabe des Fachblattes „Fisch & Fang", das den länglichen Kunstfischen gleich eine sechsseitige Coverstory widmet. Zander beißen wohl ganz gerne an, wenn so ein Gummifisch sich durch das

Wasser schlängelt, erfahre ich beim Lesen. Und, daß diese Plastikköder, die u. a. in rot, blau und neongrün glitzernd verkauft werden, in breiten Anglerkreisen wohl noch ein Geheimtip sind. „Haha", triumphiere ich, denn vor ein paar Tagen habe ich diese Dinger schonmal gesehen. Im Angelgeschäft wo ich vor ein paar Tagen war.

Wolfgang Kiepen führt seit zehn Jahren ein Angel-Fachgeschäft an der Buschhausener Straße. Die Auswahl ist für einen Laien wirklich erstaunlich. Plastikfische in allen Ausführungen, entspiegelte Sonnenbrillen, Futterschleudern, Käscher und Ruten, Ruten, Ruten. „Die gibt es in allen Ausführungen, vom Einsteigermodell für 30 Mark bis zur Edelrute für 1000 Mark", erklärt Kiepen. Es ist selbst begeisterter Angler und erklärt mir den Unterschied zwischen einer Steckrute und einer Teleskoprute. Aber eine „Terminator 150", die Rute mit dem verheißungsvollen Namen, hat er zur Zeit nicht auf Lager. Dafür jede Menge andere Modelle, meist aus Glasfaser oder Polyester.

Außerdem im Angebot: lebende Köder. Das fällt mir auf, als mein Blick auf eine große Schüssel fällt, in der sich was bewegt: Maden. Dann kommt ein Kunde herein und verlangt ein Päckchen Tauwürmer. „Hier, die schönen dicken", sagt Kiepen und reicht die rötlichen Tierchen mitsamt Erde über den Ladentisch. Ob es auf Forellenjagd geht, frage ich den Kunden: „Forellen werden doch mit künstlichen Fliegen beangelt, das weiß doch jedes Kind", belächelt mich der Anglersmann und kommt sich wie ein toller Hecht vor. Nun ja, vielleicht hätte ich in meiner Freizeit mehr Filme wie „Aus der Mitte entspringt ein Fluß" sehen sollen, der sich tatsächlich um Spezialprobleme wie die kunstvolle Fertigung von solchen Fliegen dreht. Aber leider kenne ich nur „Der alte Mann und das Meer".

Aber dann lerne ich doch noch was über Fische: die werden nämlich danach eingeteilt, in welcher Tiefe sie schwimmen. Ganz unten auf dem Grund, da lassen sich die Aale, Karpfen, Schleyen und Brassen das Wasser durch die Kiemen rauschen, in der Mitte sind es Rotaugen, Rotfedern und Dürgel. Die Forellen schwimmen lieber an der Oberfläche, wo sie oft auf Fettflossen treffen. Das sind keine Schuppentiere mit Übergewicht, sondern lediglich eine weitere Fischart.

Vor dem Werfen wird die Angelrute überprüft

Die Forelle hat verloren und wandert auf den Mittagstisch

Mit Handys wenig am Hut

Aber dieser Besuch war vor ein paar Tagen. Jetzt bin ich bei meinem Kanalspaziergang am Kaisergarten angelangt, auf der anderen Uferseite sind die vielen Ruderheime. Am Himmel ziehen Schäfchenwolken vorbei und wieder nähert sich ein Binnenschiffer, diesmal die „Novum" aus Amsterdam, Zielort unbekannt. Der Kapitän hat seinen japanischen Kleinwagen mit an Bord, genau neben dem Rettungsboot, zwischen ein paar Satelliten-Antennen. Daß Kanalschiffer von den Segnungen der modernen Technik nichts halten, ist wohl nur ein übles Gerücht. Sicherlich hat der Mann am Steuer auch ein Handy-Telefon neben dem Steuerrad liegen.

Mit Handys haben Angler wenig am Hut. Ihre technische Ausrüstung hängt meist mit ihrem Sport zusammen. Die obligatorische Kühlbox für Getränke und gefangenen Fisch zählt nicht dazu.

Hier am Kaisergarten jedenfalls

sitzen keine Angler, am anderen Ufer liegt das Stadion Niederrhein mit seinen riesigen Flutlichtern. Was übrigens die wenigsten wissen: auch Angler sind Hochleistungssportler. Allerdings nicht, wie die meisten erwarten. Das Preisfischen, bei dem es darum geht, möglichst viel Fisch aus dem Wasser zu ziehen, wird nicht mehr durchgeführt. Aber es gibt das „Casting", ein schönes neudeutsches Wort, das man am besten mit „Werfen" übersetzt. Das Ziel- und Weitwerfen mit der Rute findet tatsächlich auf der Sportplatzwiese statt. Es gilt, ein tropfenförmiges Gewicht an der Leine mit einem geschickten Rutenschwung möglichst gut in einem Kreis zu plazieren. Daß das in die Arme geht, kann wohl jeder nachfühlen, deshalb sind die Angler sogar Mitglied im Deutschen Sportbund. Im Stadion Niederrhein wurde jedoch noch kein großer Casting-Wettbewerb ausgetragen.

Hier, am Rande des Kaisergartens, wirkt der Kanal auch nicht mehr wie ein Fluß. Das Gewässer ist eingezwängt von Metall, eigentlich kaum vorstellbar, daß hier Fische leben. Und tatsächlich: Es gibt zwar Fische, sie müssen aber jedes Jahr neu ins Wasser eingesetzt werden. „Die Laichmöglichkeiten haben eben abgenommen, der Nachwuchs ist nur gering. Da müssen die Gewässer eben wieder neu besetzt werden", erklärt Wolfgang Kiepen. Auch in der Ruhr und den Teichen im Kaisergarten und Volkspark vermehren sich die Fische leider nicht mehr in ausreichender Zahl. Da muß der Natur ein wenig nachgeholfen werden. Am stärksten nachgeholfen wird allerdings auf den Forellenhöfen. Dort werden regelmäßig Fische in den Teich gesetzt, die nach kurzer Zeit von den Anglern wieder herausgeholt werden. Den Spaß lassen sich jene Angler etwas kosten, die nicht unbedingt einen ganzen Tag ohne Erfolgserlebnis ausgehen wollen. Aber eine Fanggarantie gibt es auch hier nicht.

Kurz hinter dem Kaisergarten endet der ausgelatschte Fußpfad, den ich entlanggehe, im Gebüsch. Gerne wäre ich noch weitergewandert, hätte noch ein paar Angler getroffen und mir in bestem Anglerlatein erklären lassen, warum die Fischer beim Wort „Pose" nicht an die Körperhaltung denken, mit der sie stolz einen gewaltigen Fisch in die Kamera halten. Aber stattdessen muß ich umkehren und mache mich auf den Weg nach Hause.

Dort schlage ich im Duden unter „Pose" nach. Ja, da steht es: an der Schnur befestigter Schwimmer. Aha. Na ja, mittlerweile knurrt auch mein Magen von der vielen frischen Luft am Kanal. Was mache ich mir denn zu essen? Fischstäbchen wären jetzt nicht schlecht.

Auch mit der Schleuder werden die Fische – hier im Rhein-Herne-Kanal – angefüttert

EIN ORT DES NACHDENKENS

150 Jahre Arbeitersiedlung Eisenheim

ROLAND GÜNTER

Eisenheim, die älteste Arbeiter-Siedlung im Ruhrgebiet, hat mit wichtigen Stichworten zur Geschichte der 70er Jahre beigetragen: Bürgerinitiative, Rettung von Wohnungen, Nachbarschaft, Wohnwerte, menschliches Planen, Gartenstadt, sozialdokumentarische Fotografie, Soziokultur. Walter Siebel, Direktoriums-Mitglied der Internationalen Bauausstellung (IBA) Emscher Park, hält Eisenheim für einen der Ausgangspunkte der IBA-Konzeption.

Seit 1972 wurden, erstmals in Deutschland, die Erinnerungen alter Menschen mit dem Tonband aufgezeichnet, um als Quellen für die Geschichtsschreibung zu dienen. Eisenheim reichte vielen Menschen andere Blickweisen: es war das Feld umfangreicher Forschungen: über den Zusammenhang von Lebensformen und Architektur, im Innen- und im Außenraum. Und über die Werte kleinmaßstäblicher Architektur. Dies geschah interdisziplinär: in einer Verbindung von Geschichts- und Sozialwissenschaften sowie Kultur- und Kunstwissenschaft.

Die Freiraum-Gestaltung bietet eine szenenreiche Bühne. An ihr lernten viele Architekten. Dies hatte Einfluß auf einen neuen, menschlich dimensionierten Siedlungs-Bau, vor allem in der IBA Emscher Park.

Die Siedlung Eisenheim wurde von 1846 bis 1901 in fünf Bau-Phasen errichtet. Es handelt sich um meist eingeschossige Vierfamilien-Häuser. In 128 Wohnungen leben heute rund 600 Bewohner. 39 türkische Familien, eine italienische, eine tunesische.

Die 1. Bau-Phase

Voraussetzungen waren ein dünn besiedeltes ländliches Gebiet, kleine Eisen-Hütten, Eisenbahn-Konjunktur. 1835/1836 Stabeisen-Walzwerk. 1835 Puddelöfen. 1846 Bahnhof Oberhausen.

Seit 1836 hatte Wilhelm Lueg (1792-1864), Generaldirektor der Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen (seit 1873 Gutehoffnungshütte), Pläne für eine Siedlung in der Nähe des westfälischen Dorfes Osterfeld (775 Einwohner, 1929 in Oberhausen eingemeindet). 1844 machte die Hütte beim Amtmann Wilhelm Tourneau in Bottrop eine Eingabe: eine halbe Stunde Fußweg vom Dorf Osterfeld soll ein „neues kleines Dorf" entstehen. Kurze Zeit später stellte die Hütte den Antrag, die Siedlung möge den Namen „Eisenheim" erhalten. Offensichtlich prüften die Verwaltungen lange Zeit, denn erst drei Jahre später genehmigte die Bezirksregierung in Münster den Namen.

Der erste Plan trägt die Jahreszahl 1846: Doppelhäuser für 44 Familien, also rund 300 Menschen – seinerzeit eine relativ große Zahl. Wohl zehn Jahre dauerte es, bis 1846 die ersten Häuser standen, zunächst nur 9 von den geplanten 22. Es waren Meister-Häuser an der Sterkrader Straße (heute abgerissen) und die erhaltenen „Kasernen" an der Fuldastraße 5/7 und der Wesselkampstraße 27/29, 31/33.

Bewohner und Wohn-Typen

Meister des boomenden Puddel- und Walzwerkes sollten einziehen und auf Dauer gehalten werden: hochqualifizierte, gefragte, abgeworbene Fachkräfte aus Eisen-Hütten der ländlich-industrialisierten Mittelgebirgs-Täler.

Ihre Familien konnten auch in Eisenheim ihre alte Kleinbauern-Existenz weiterführen. Die ländliche Wohnform war eine hilfreiche Überbrückung eines gewaltigen sozialen Bruchs: des Verlustes des Verwandtschaftsnetzes der Heimat. So lebten Industriearbeiter auch weiterhin als Kleinbauern. Der Name Eisenheim zielte auf Neuschöpfung

von Heimat, auf einen positiven Zusammenhang von Industrie und Wohn-Bereich.

2. Bau-Phase:
Arbeiter-Wohnungen (1865)

Voraussetzung: eine langanhaltende Konjunktur. Von 2000 Beschäftigten im Jahre 1842 wuchs die Belegschaft bis 1865 auf fast 5000. 1862 Gemeinde Oberhausen. Eisenhütte I. Walzwerk Neu-Oberhausen.

Die ersten Wohnungen für Arbeiter waren 1865 sieben Häuser mit je vier Wohnungen (Berliner Straße 8, 10, 12, 14, 16, 18, 20).

Dieser Haustyp entstand in England bei Manchester. Bodenknappheit und spekulative Gewinnabsichten diktierten ihn. Zwei Häuserzeilen, Rücken an Rücken (back to back) gestellt, ein Weg, eine weitere Rücken-an-Rücken-Zeile und ein weiterer Weg – das konnte so weitergehen. In Eisenheim wurden diesem Modell die Giftzähne gezogen: der Baumeister schnitt die Häuser auseinander, fügte zwischen sie Ziergärten ein und öffnete den Wohnweg zum Feld. Jedermann kann rund um die Häuser gehen, sich überall bewegen: in einem Netz von Wohnwegen („Hof").

Das Siedlungs-Haus war im Prinzip ein Kleinbauern-Haus. Lagen im Bauernhaus alle Funktionen unter einem Dach, so wurden sie jetzt in räumliche Distanz voneinander gesetzt: hier die Räume für Menschen und jenseits des Wohnweges Stall, Speicher und Toilette. Zu diesem Distanzierungsvorgang kam die Verkleinerung der Räume hinzu.

Ganz anders als im ländlichen Herkunfts-Gebiet wurden im Freiraum die Bereiche klar abgegrenzt: die Gärten zwischen den Häusern und Ställen sind eingefaßt und genau den Wohnungen zugewiesen. Der Übergang vom Außenraum in den Innenraum geschieht in direkter Weise: die Türen haben nur eine Stufe, sie führen unmittelbar ins Zimmer, und die Fenster liegen niedrig.

3. Bau-Phase:
Der Kreuz-Grundriß (1872)

Es entstand eine Neigung, Störungen von Nachbarn weniger psychisch zu verarbeiten als vielmehr baulich abzuwehren. Daher wurden die Eingangstüren voneinander getrennt. Das Haus Wesselkampstraße 35 (1872) zählte zu den frühesten im Ruhrgebiet.

Der Kreuz-Grundriß spiegelte eine neue innere Wohnform. Die Disposition um eine Treppenachse stammt aus dem absolutistischen Vergnügungsschloß der hochadligen höfischen Gesellschaft. Die bürgerliche Villa machte daraus ein Ordnungsschema. Hier gelangt es ins Arbeiterhaus.

Die ruhigen Wohnstraßen in Eisenheim erlauben auch einen Plausch vor der Haustür

Der „Gründer-Boom" brach schon 1873 zusammen. Die Hütte entließ fast ein Drittel ihrer Beschäftigten. Schlagartig stoppte sie den Siedlungsbau: in Eisenheim blieb es bei einem einzigen Haus.

4./5. Bauphase:
1897 und 1901

Im Boom des Wirtschafts-Imperialismus entfaltete sich der Bergbau an der Emscher. Für die Großzechen mit 4 000 Bergleuten wurden überall Arbeitskräfte angeworben. Allein in den sechs Jahren, in denen Eisenheim II gebaut wurde, verdoppelte sich die Zahl der GHH-Bergleute auf 9000 (bei einer Gesamtbelegschaft von etwa 18000). Die beiden Bauphasen von Eisenheim II (1897 und 1901/1903) dienten ausschließlich Bergarbeitern: 30 neue Häuser für 120 Familien. Die Verzinsung von brutto 5 und netto 3% (gegenüber einer spekulativen von 12 bis 15%) bedeutete für die GHH lediglich Verzicht auf Gewinn. Die Selbstkosten wurden durch die Miete gedeckt.

Mit dem Kreuzgrundriß-Typ von 1872 differenzierte sich das Innere. Die Löhne waren gestiegen; die Familien kamen zum erstenmal in die Lage, über das Lebensnotwendige hinaus zu denken und sich Möbel anzuschaffen, die in dieser Zeit Zeichen von Luxus annahmen. Ein Schlafzimmer von etwa 1910 (Volksmuseum Eisenheim) zeigt bürgerliches Mobiliar, das lediglich weniger aufwendig war.

Die Bewohner durften Ställe und Lauben bauen, aber es galten Regeln: nach Größe und Aussehen. Das Wegenetz ermöglichte Öffentlichkeit: es begünstigte die Kontaktaufnahme. Die Nachbarschaft führte zum vielfältigen Austausch: Gespräche, Spiele, Beratung, gegenseitige Hilfe (Kinder, Alte, Krankheit). Neben üppigen Familienfeiern gab es eine Fülle von Nachbarschaftsfesten auf dem Wohnweg.

Sozial-Prestige

1901 war die fünf Phasen umfassende Baugeschichte Eisenheims abgeschlossen. Was folgte, ist Nutzungs- und Veränderungsgeschichte – auch im Spannungsfeld zu weiteren Entwicklungen im Wohnungs-Bau.

1928 lobte der sozialistische Architekt, Stadtplaner und Städtebau-Theoretiker, Bruno Taut, Baudezernent von Magdeburg, Eisenheim als ein Muster-Beispiel für gesundes Wohnen. Die Firma stellte bis 1958 die Siedlung als „Muster-Siedlung" dar. Bis zur Kohlenkrise 1958 wurde sie gut instandgehalten.

Eigentümer-Wechsel

Mehrfach wechselte der Eigentümer der Siedlung. Bei der Entflechtung des GHH-Konzerns 1953 kam sie an die Hüttenwerke Oberhausen. Diese fusionierten 1969 mit der August Thyssen Hütte. Die Bewirtschaftung erhielt die Ruhrkohle AG. Bei der Wohnungs-Belegung

Glückliche Kindertage in der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes

sprach der Betriebsrat mit (Montan-Mitbestimmung). 1991 verkaufte Thyssen die Siedlung an die Treuhand-Stelle für Bergmannswohnstätten (Essen).

Abriß-Beschluß

Vernachlässigung des Freiraumes entstand erst, als die Hütte 1958 beschloß, die Siedlung abreißen zu lassen. Sie wollte auf dem Gelände mehr und teurere Wohnungen bauen – d. h. Hochhäuser, die mehr Einnahmen brachten. 1968 legte die Dümptener Wohnungsbau AG, eine Thyssen-Tochter, einen Bebauungsplan-Entwurf vor: Flächen-Kahlschlag für Hochhäuser.

Weil die meisten Bewohner nicht umziehen wollten, wurde eine „Ausfaulungs-Strategie" eingesetzt, um das Umfeld zu ruinieren und psychischen Druck auszuüben: Einweisung von Problemfamilien, eine immer höhere Anzahl von Gastarbeitern, die 1978 40 % der Bevölkerung darstellten, unterlassene Instandhaltung, keine Modernisierung.

Aus der „Muster-Kolonie" als dem Beispiel für „gesundes Wohnen" wurde propagandistisch ein „Slum" gemacht. Abriß-Vorwand waren bauliche Rückstände der Siedlung: in zwei Straßen fehlte die Kanalisation. Und die meisten Häuser hatten „die Toilette auf dem Hof, im Stall." Obwohl vor den Türen der Hälfte aller Häuser ein Kanal lag, waren sie nicht angeschlossen. Die Bergbau AG lehnte 1964 die von der Stadt geplante und finanziell gesicherte Behebung dieser Defizite ab.

18 Jahre, d. h. rund eine Generation lang, lebten die Bewohner unter dem Damokles-Schwert des Abrisses. Einmal starteten sie eine Unterschriften-Aktion gegen die Zerstörungsabsicht. Ohne Erfolg. Die Bewohner machten sich den Abriß-Druck jedoch nicht so recht klar.

Bürgerinitiative

Roland Günter nahm 1967, ohne Kenntnis der Abrißabsicht, die Siedlung in das Inventar-Werk „Die

Zeit für ein Tischtennis-Match auf dem „Hof"

Viel Liebe investieren die Bewohner in die Anlage ihrer idyllischen Gärten

Denkmäler des Rheinlandes – Stadt Oberhausen" auf (erschien erst 1975).

1972 untersuchte eine Projektgruppe des Fachbereichs Design der Fachhochschule Bielefeld mit den Dozenten Jörg Boström und Roland Günter die Siedlung. Sie machte ein Buch, einen Film, Plakate und Aktionen. Dann führte sie den Film „Rettet Eisenheim" im Saal der Gaststätte Koopmann einem vollen Haus vor. Heftige Diskussionen. Dadurch gründete sich Ende 1972 im Saal der Gaststätte Bremekamp eine Bürgerinitiative, die erste von Arbeitern in der Bundesrepublik.

1972 stellte Landeskonservator Dr. Günter Borchers Eisenheim unter Denkmalschutz – als erste deutsche Arbeiter-Siedlung.

1974 siedelte die Familie Günter von Bonn nach Eisenheim über.Die Vollversammlung der Bewohner nannte sich „Quartierrat".

1974 besetzten die Eisenheimer das Waschhaus (Werrastraße) und bauten es zu einem „Volks-Haus" um (von Thyssen dann kostenlos überlassen). Der Zukunftsforscher Robert Jungk weihte es ein: mit einer „Zukunfts-Werkstatt", seiner ersten außerhalb der Universität. Aus ihr ging das „Ruhr-Volks-Blatt" hervor.

Lange Zeit tagte der Quartierrat alle vier Wochen. Im Anschluß an die Strategiediskussion gab es häufig Dia-Vorträge und einen geselligen Abend. Das Volkshaus diente auch Familienfeiern und gemeinsamen Festen, z. B. Karneval und Silvester, St. Martin- und Nikolaus.

Rettungs-Strategie

Die Rettungs-Strategie der Initiative war komplex. Sie umfaßte politische Maßnahmen (Presse, Beeinflussung von Parteien und Verwaltung), lebendige Darstellung über Medien (Buch, Ausstellung, Film) sowie Forschung zu sozial-kulturellen Lebens-Qualitäten.

Weil das Problem Eisenheim sich quer durch das Ruhrgebiet zog, entstand, ermutigt durch den Widerstand, ein Netz von Bürgerinitiativen. 1975 waren es 50. Sie schlossen sich zusammen zu einer „Arbeits-Gemeinschaft der Arbeiter-Initiativen". Diese traf sich alle vier Wochen, jedesmal in einer anderen Siedlung. Zugleich entstand ein

Netz von rund 50 Beratern, aus vielen Berufen.

Bis 1980 machte die Bürgerinitiative Aktionen: Versammlungen, Demonstrationen, Info-Stände, Happenings, Plakate, Briefe. Eisenheim erschien rund 600mal in der Presse, davon rund 200mal überregional, häufig im Rundfunk und rund 60mal im Fernsehen.

Kinder-Haus

1974 begann die Schularbeitenhilfe, zuerst in einer Wohnung, dann im Volkshaus und seit 1977 im Kinderhaus an der Eisenheimer Straße. Vier Frauen machten sich verdient: Janne Günter, Waltraud Rupprecht und Ruth Grewel; zum Theaterspielen und Basteln kam einmal wöchentlich die Künstlerin Gisela Fritschi aus Düsseldorf.

Rettung

1974 beantragte die Stadt Oberhausen eine Sanierung nach dem Städtebauförderungs-Gesetz. Der Soziologe Rainer Rohrbacher (AGE-Plan Mülheim) machte nicht das übliche Gefälligkeitsgutachten, sondern eine methodisch ausgezeichnete „vorbereitende Untersuchung".

Drei Jahre später, nach insgesamt fünf Jahren „Kampf um Eisenheim" beschloß 1977 das Stadtparlament mit Einstimmigkeit aller drei Fraktionen (SPD, CDU, F.D.P.): die Siedlung soll erhalten und modernisiert werden. Dies geschah von 1979 bis 1982.

Karl Ganser, Chef der IBA Emscher Park: „Die historische Bedeutung von Eisenheim besteht darin, daß die Bürgerinitiative der Spekulation entgegenarbeitete. Denn Spekulation schafft nichts weiter als einen völlig irrealen Wachstumswahn. Die IBA kann nur deshalb ruhig arbeiten, weil die Wachstumshysterie verflogen ist."

Mitbestimmung

Als Stadt und Sanierungsträger am Eingang der Siedlung ihr großes Bauschild aufstellten „Hier saniert ... mit Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen", kletterten Heinzelmännchen hinauf und fügten in sorgfältiger Schablonenschrift hinzu – wie von Offiziellen veranlaßt: „erreicht durch Arbeiterinitiative und Mitbestimmung der Bewohner".

Tatsächlich wurde in Eisenheim die bis dahin weitestgehende Mitbestimmung in einem Sanierungsgebiet praktiziert. Die Stadt gab zwei Architekten der Eisenheimer Wahl einen Auftrag: Ernst Althoff (Kunstakademie Düsseldorf) und Niklaus Fritschi. Sie waren die ersten Sozialarchitekten in Deutschland.

„Eisenheimer" mit Leib und Seele: Janne und Roland Günter

1979 erhielt die Bürgerinitiative den Kulturpreis der Kulturpolitischen Gesellschaft: für eine Fülle von sozio-kulturellen Aktivitäten. Anfangs fand jedes Jahr ein Straßenfest statt. Häufig war die Siedlung ein Drehort für Filme, u. a. „für Alice in den Städten" von Wim Wenders (1974) und „Tannerhütte" von Marianne Lüdcke/Ingo Kratisch (1976).

1976 entstand im Volkshaus das Volksmuseum (Sammler: Günter Biesel, Berhard Schimmelpfennig, Paul Braun). 1979 kam es ins Waschhaus (Berliner Straße), dann übernahm das Rheinische Industrie-Museum das Gebäude (1988 Geschenk von Thyssen) mit der Sammlung und eröffnete es 1990 mit einer neuen Konzeption von Günter Morsch, heute betreut von Dorit Grollmann und Rolf Kania. Zugleich erhielt das Rheinische Industriemuseum das Archiv, das umfangreichste einer Bürgerinitiative.

Jetzt entstehen in Eisenheim „poetische Orte", z. B. der „Wald der Taubenhäuser" und „das Labyrinth der Poller" – als Orte des Nachdenkens. Dies könnte eine neue Dimension in Lebensbereichen werden.

Wichtigste Literatur:

Projektgruppe Eisenheim, Rettet Eisenheim. Hamburg 1973. – Janne Günter, Leben in Eisenheim. Weinheim/Basel 1980. – Roland Günter, Eisenheim – das ist eine Art miteinander zu leben. In: Reimer Gronemeyer/Hans-Eckehard Bahr (Hg.), Nachbarschaft im Neubaublock. Weinheim/Basel 1977. – Roland Günter, Im Tal der Könige. Ein Reisebuch zu Emscher, Rhein und Ruhr. Essen 1994. – Janne Günter/Roland Günter, Architekturelemente und Verhaltensweisen der Bewohner. In: Ina-Maria Greverus (Hg.), Denkmalräume – Lebensräume. Hessische Blätter für Volks- und Kulturforschung. Band 2/3, Gießen 1976, 7/56. – Günter Morsch Eisenheim. Ein Führer durch die Ausstellung. Rheinisches Industriemuseum.

DRAUSSEN GIBT ES KEINEN BRIEFKASTEN

Viele Ursachen für Obdachlosigkeit und Nichtseßhaftigkeit

THOMAS FINKEMEIER

Wie das Elend anfing? Ingrid Schrade hatte Schulden gemacht. Das Haushaltsgeld ging drauf, dann konnte sie die Miete nicht mehr zahlen. Ihrem Mann verschwieg sie's. Nach wenigen Monaten stand ein Umzugswagen vor der Tür, und ein Mitarbeiter des Ordnungsamtes klopfte an: Zwangsräumung. Seither ist das Zuhause der Familie Schrade „die Siedlung".

Vier Kinder hat Ingrid Schrade. „Und dann hatte ich noch eine Tochter, die war drei", erzählt sie. Dann kommen ihr die Tränen. 1994 ist die Dreijährige in der Obdachlosensiedlung an der Edmundstraße verbrannt. Ein anderes kleines Kind hatte mit Feuer gespielt.

Seitdem wohnt die alkoholkranke alleinerziehende Mutter in der Siedlung an der Klosterhardter Straße. Die Hoffnung der 41jährigen: Daß eines ihrer Kinder den Hauptschulabschluß schafft und eine Lehrstelle findet.

„Das wäre schon etwas Besonderes", meint Jens Schwalm, Jahrespraktikant der Caritas. Die Wohlfahrtsverbände haben die Betreuung der großen Obdachlosensiedlungen unter sich aufgeteilt. An der Klosterhardter Straße, 129 Menschen leben dort, unterhält die Caritas ein Büro und einen Kindergarten.

„In den letzten fünf, sechs Jahren hat nur ein Jugendlicher aus dieser Siedlung eine Lehrstelle gefunden", berichtet Schwalm. Von manchen Familien lebt schon die zweite Generation in den einst als Notunterkünften gebauten Häusern aus den 50er Jahren.

Doch es gibt auch Erfolgsberichte aus den Siedlungen. Einen ehemaligen Kneipenwirt hatte es nach Pleite und Schulden in die Siedlung Unterbruch verschlagen. Dort scheiterte bald die Ehe mit seiner alkoholabhängigen Frau. Doch dann fand er eine neue Partnerin. Einige seiner Kinder schafften das Abitur. Eine Tochter studiert inzwischen und kehrt noch jede Woche in die Siedlung zurück, um den Kindern dort Nachhilfeunterricht zu geben.

Auch Familie Holstein hofft auf ein bürgerliches Glück im Leben. Eine Polstergarnitur steht im Wohnzimmer der 60-Quadratmeter-Wohnung, eine Schrankwand, darin ein Fernseher und das gerahmte Bild eines schönen jungen Brautpaars: Ein Sohn mit seiner Frau.

An der Klosterhardter Straße wohnen nur noch Vater Alfred (60), Ex-Maurer, der „gern mal ein Glas Bier trinkt", die unter Vormundschaft stehende Frau Ursula (52), die beiden geistig behinderten Töchter und ein weiterer Sohn, der einen Job bei der Bahn hat. Alfred Holsteins Rente und das Pflegegeld für die Töchter sichern der Familie ihr Auskommen. Damit ist sogar Urlaub im Hochsauerland drin. „Das kann sich hier kaum eine andere Familie leisten", weiß Edgar Randolt, der Betreuer von der Caritas.

Im letzten Jahr haben Alfred und Ursula ihre silberne Hochzeit gefeiert. In der Kleingartenanlage Schönefeld ist das Fest gestiegen, 30 Leute waren da. "Die Nachbarn in unserem Block sind in Ordnung", meint Alfred Holstein. „Aber es gibt auch Familien, die müssen hier raus. Weil die sich nicht in unsere Gemeinschaft einfügen."

Kleiner König

An der Fahnhorststraße sitzen vier Männer draußen um einen Gartentisch und trinken Bier. Einer von ihnen ist Horst Ehmke (44), der ein kleiner König ist in seinem Reich.

Ehmke hat sich nämlich eine Hütte im Garten ausgebaut. Der größere Raum ist holzverkleidet, Fußballpokale und Wimpel zieren die Wände. Fernsehgerät, Satellitenreceiver, Decoder und Videokamera sorgen für Unterhaltung. In Ehmkes Schlaf-

„Wenn Sie arm sind, hilft Ihnen keiner!"

zimmer stapeln sich die Videokassetten. Wenn die anderen was Schönes sehen wollen, gehen sie zu Ehmke.

Derzeit 36 obdachlose alleinstehende Männer hat die Stadt an der Fahnhorststraße untergebracht. Fünf, sechs Mann hausen in den kleinen Zimmern des Haupthauses. Es riecht muffig, Wäsche und Decken liegen auf den Bettstellen. Ein beinah blinder Nordafrikaner hockt da, ein Stockwerk drüber haust als jüngster ein 18jähriger, der gerade wegen Klauerei aus der Berufsausbildung geflogen ist.

Nicht alle Bewohner verbringen den ganzen Tag in dem Heim. „Es gibt auch einige Männer, die Arbeit haben", berichtet Klaus Wagner von der städtischen Abteilung für Obdachlosenwesen. „Nur reicht deren Einkommen nicht für eine eigene Wohnung."

Auch die Rente von Walter Witte reicht nicht. 76 Jahre ist der gepflegte Weißhaarige alt, war Bergmann und dann Meister bei Thyssen. Die Ehe scheiterte, er mußte sein Haus verkaufen, Schulden blieben an ihm kleben. Er will raus aus der Fahnhorststraße. „Aber wenn Sie arm sind, hilft Ihnen keiner", glaubt er.

Heinz-Wilhelm Schweizer hat gar kein Anrecht auf einen Platz in dem Männerwohnheim. Für ihn und andere Nichtseßhafte (das sind diejenigen unter den obdachlosen Menschen, die nicht zuletzt in Oberhausen gemeldet waren) gäbe es in Oberhausen das „Carl-Sonnenschein-Haus" an der Bebelstraße. Ein ruhiges Haus, in dem der Geschäftsführer und CDU-Stadtrat Gerd-Georg Janssen penibel auf die Einhaltung der Hausordnung achtet. Doch dorthin will Schweizer gar nicht. „Ich muß mal die Tür hinter mir zumachen können", wendet er gegen die Atmosphäre dort ein.

Vorübergehende Unterkunft für Nichtseßhafte: Das „Carl-Sonnenschein-Haus" in Alstaden

Er meint es nicht wörtlich. Zuletzt hat er lange in einem halb gesprengten Bunker neben dem Druckluft-Gelände gewohnt. Glasscherben und rostige Eisenstangen stellten Fallen, wenn Schweizer benebelt nach Hause wankte. Schweizer, der mal in Münster Jura studiert hat, ist Alkoholiker und nimmt nebenbei noch andere Drogen.

Hat Schweizer Hunger, geht er zum Vincenzhaus. Das Styrumer Altenheim gibt zwischen 11 und 12 Uhr ein Mittagessen aus. Bei der Bahnhofsmission holen sich die „Berber" vormittags zwei Stullen und Tee.

Täglich Sozialhilfe

Neuerdings bietet die Diakonie eine Teestube für Nichtseßhafte an der Grenzstraße an, etwas zu essen und einen warmen Platz an der Heizung. Im ehemaligen Clemens-Sack-Haus finden die Nichtseßhaften auch Duschen und einen Raum, wo sie ihre wenigen Habseligkeiten sicher vor Diebstahl aufbewahren können. Nebenan, so haben Diakonie-Geschäftsführer Gerhard Holtz und Sozialdezernentin Ruth Damerius vereinbart, sollen die Nichtseßhaften auch ihre tägliche Sozialhilfe abholen können. Frank Bremkamp und Susanne Beckmann, die bisher in der Diakonie an der Marktstraße das Geld auszahlten, wissen: „Dreiviertel der Männer sind Stammkundschaft." Die Beratungsstelle dient gleichzeitig als Postanschrift für die Nichtseßhaften, so daß sie gegebenenfalls wieder Geld vom Arbeitsamt oder Rente zugestellt bekommen können. Denn die meisten schlafen zumindest im Sommer draußen. Da gibt es keinen Briefkasten.

Ein Bett und eine warme Bude haben die Nachfolger der Oberhausener Jugendlichen, die Anfang der 90er Jahre mit ihren Hunden auf

einem Abbruchgrundstück lebten. Diese Jugendobdachlosigkeit fand überregional bei den Medien Interesse. Die Oberhausener Videowerkstatt drehte einen viel beachteten Film. Nach einem Zwischenspiel am Unterbruch hat die Stadtverwaltung neben dem „Carl-Sonnenschein-Haus" eine Wohngruppe für die obdachlosen Jugendlichen eingerichtet. Mittlerweile ist die ursprüngliche Gruppe in alle Winde zerstreut. Neue Jugendliche wohnen dort; die Ausweitung des Angebots ist geplant.

129 Menschen leben in der Obdachlosensiedlung Klosterhardter Straße

Warum bringt die Stadt all diese Menschen unter? Sie ist verpflichtet, Notunterkünfte für alle zu schaffen, die keine eigene Wohnung mehr haben, aber zuletzt in Oberhausen gemeldet waren. Das sind viele. Für 16 Obdachlosensiedlungen ist die Stadtverwaltung verantwortlich. Die meisten sind dringend renovierungsbedürftig. Doch nur 250000 Mark stehen dafür jährlich im städtischen Haushalt.

Bewohnerräte

Insgesamt leben über 1200 Menschen in den Siedlungen, etwas mehr als ein Drittel davon sind Kinder. Größter Standort ist die Siedlung Uhlandstraße/Strickersweg mit 55 Wohnungen, auch an der Bahnstraße in Holten, von der Arbeiterwohlfahrt betreut, gibt es 50 Wohnungen. Statt Miete zahlen die Bewohner ein Nutzungsentgeld von um die vier Mark pro Quadratmeter.

In einigen der Siedlungen gibt es funktionierende Bewohnerräte, die ihre Mitglieder auch in die Stadt-Arbeitsgemeinschaft „Soziale Brennpunkte" entsenden können. Dort unterhalten sich Vertreter der Stadtverwaltung, der Wohlfahrtsverbände und Politiker über anstehende Probleme und Aufgaben. Auch ein Unterausschuß des Sozialausschusses beschäftigt sich mit den Obdachlosen.

Die Nichtseßhaften zählen extra; sie kommen zum größten Teil aus anderen Städten und sind nur „auf der Durchreise". Mit der Auszahlung des täglichen Sozialhilfesatzes und der Einrichtung der Beratungsstelle bei der Diakonie hat die Stadt mit Hilfe der Wohlfahrtsverbände ihr Angebot für diese Menschen in letzter Zeit erheblich ausgeweitet.

Alle Beteiligten wissen: Arbeitslosigkeit, Überschuldung, Ehescheidung, Kinderreichtum und Alkoholprobleme sind die häufigsten Ursachen für Obdachlosigkeit oder Nichtseßhaftigkeit, die sinkende Zahl von preiswerten Wohnungen ist ein weiterer Grund. Dauerhafte Lösungen sind derzeit nicht in Sicht.

Im Styrumer Altenheim „Vincenzhaus" gibt es täglich ein warmes Mittagessen

DAS WANDERN IST DER »SAUERLÄNDER« LUST

Osterfelder Abteilung feiert 75jähriges Bestehen

KLAUS MÜLLER

Es war ausgerechnet ein 13., ein Mittwoch im Juli, anno 1921. Um 13.52 Uhr schnaufte die gute alte Dampfeisenbahn aus dem Bahnhof Nord und nahm Kurs in Richtung Kirchhellen. In einem Waggon der 4. Klasse saß „das Fähnlein der 15 Aufrechten, holde Jungfräulein und fröhliche Gesellen", die allesamt Geschichte schrieben, indem sie für 17 Groschen gemeinsam einen Ausflug unternahmen. Früher hießen die meteorologischen Hochs und Tiefs nicht nur Lukas oder Lisbeth. „Die heilige Jungfrau vom kalten Bronnen, sie hatte uns mehr oder weniger armen Landsknechten Sonne beschert, warm und erquickend, aber nicht sengend und glühend wie noch einige Tage zuvor", sollte der Wanderwart in seinem Bericht vermerken.

Ein Wanderwart, ja der war nötig. Denn: „Mannigfaltige Felder durchschritten wir, langgrannige Gerste, schwellenden Weizen, rispennickenden Hafer, weißblühenden, pfannkuchenverheißenden Buchweizen und mannshochragenden Roggen. Die Blumen und Blüten der Erde, von Purpur und himmlischer Bläue, wohl zierten sie unseren Weg. Sehnsüchtig schaute uns der Eichelhäher nach, der vor einem Bauernhause in Hardinghausen gefangen im Käfig saß und des kühlen Waldes, seiner grünen Heimat gedachte. Im Loh wurde auf grünem Rasen Rast gemacht, und dann begann der Marsch nach Gahlen. In Reih und Glied! Der Wanderwart als Kompanieführer voran, an seiner Seite ein Adjutant in Gestalt einer holden Maid. Und nun begann ein Jubeln und Singen, ein Jauchzen und sich freuen:

Jauchzt die Fiedel,
singt ein Liedel –
laßt die Sorgen all zu Haus,
wenn wir wandern
in die Welt hinaus."

Im Keller eines eher unscheinbaren Gebäudes an der Falkensteinstraße herrschte lange Zeit eine schon fast beängstigende Stille. Doch wer hätte es gewagt, den Vortrag dieser so packenden Geschichte zu unterbrechen? Jetzt aber klappt der zerfledderte Umschlag über vergilbten Seiten zu – und im Wanderheim „Martini" kehrt spontan wieder das fröhliche Lachen ein, das die Wanderfreundinnen und Wanderfreunde der Abteilung Osterfeld im „Sauerländischen Gebirgsverein" (SGV) allen düsteren geschichtlichen Kapiteln zum Trotz allzeit so verbunden hat und „das Fähnlein der Aufrechten" anno 1996 ihr 75jähriges Bestehen feiern läßt.

Der Erste Weltkrieg war zu Ende. „Nachkriegserscheinungen wie Parteikämpfe, Lohnstreitigkeiten, Streiks, Geldentwertung und fremde Besatzung machten sich bemerkbar", heißt es in einer Chronik zur Vereinsgeschichte. „Der strebende Mensch versuchte, vielleicht als erster aus diesem Durcheinander des Alltagslebens herauszukommen, um den Glauben an das Gute wiederzugewinnen und die Quellen der Kraft neu zu erschließen. Harte Arbeit gab es reichlich in diesen Jahren, aber wenig Freude. Wo war denn die Freudenspenderin der Menschen? Lag sie nicht etwa in Gottes herrlicher Welt, im urwüchsigen Leben der allgewaltigen Natur? Es verwundert nicht, wenn lebensbejahende Menschen hier den Ausweg sahen. So war's auch in der vestischen Industriegemeinde Osterfeld."

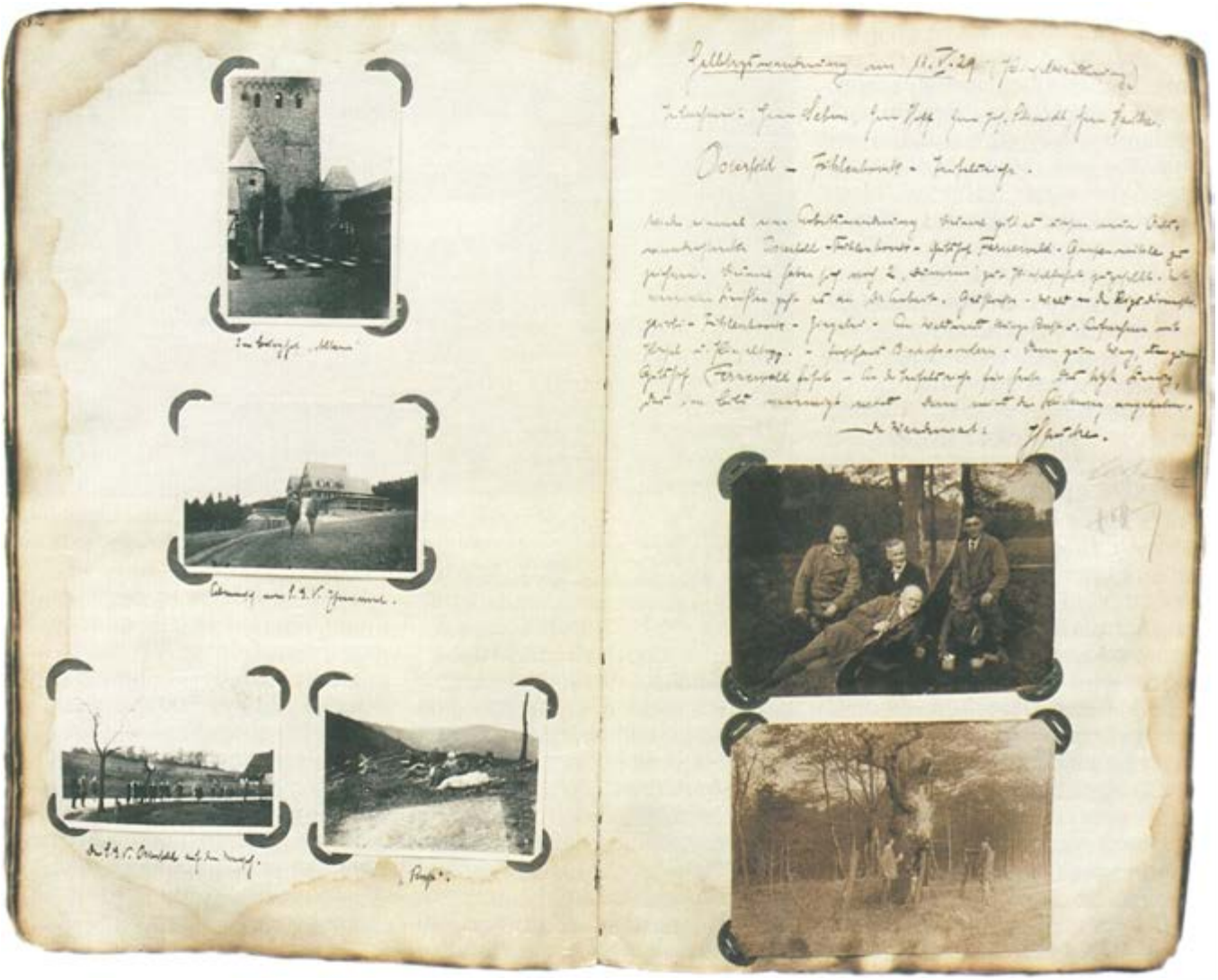
„Nestabende"

Doch um das Leben einer idealen Wandergruppe mit ihren Exkursionen und Heimabenden kennenzulernen, nahm ein kleiner Kreis aus Osterfeld zunächst einmal am Vereinsleben der früheren Ortsgruppe des SGV Oberhausen teil. Diese ver-

fügte über ein behagliches Heim in einem ehemaligen Schießstand im Kaisergarten, wo man sich wöchentlich traf. Vorlesungen, Geigenspiel und Volkstänze, zünftige Lieder und was sonst noch alles zum Wanderleben gehört, wurde geübt und geboten. Mit Begeisterung, so der SGV-Chronist in der Festschrift zum 70jährigen Jubiläum, nahmen die Osterfelder an diesen sogenannten „Nestabenden" teil. Dennoch wuchs der Wunsch nach einer eigenen Abteilung in Osterfeld. Und: gesagt – getan!

Am 5. Juli 1921 beschloß eine Gruppe von Wanderfreunden im „Hotel Fischedick", den wackeren Plan in die Tat umzusetzen. Bei der Gründungsversammlung im Vereinsheim „Volksgarten" wurden ebenfalls wöchentliche Treffen sowie regelmäßige halb- oder ganztägige Sonntagswanderungen vereinbart. Für die Heimabende bot sich mangels eigener Örtlichkeiten zumindest bei gutem Wetter die Volksgartenwiese an. Und auch die Osterfelder – jetzt buchstäblich auf eigenen Beinen stehend und wandernd – verstanden es nur zu prächtig, die Geselligkeit zu pflegen.

Ordnung muß sein:
Schon 1929 führten die Wanderer des SGV in Oberhausen genau Buch über ihre Touren



Doch abermals zog dunkle Nacht über die Stadt und das Land. Der Zweite Weltkrieg hinterließ tiefe Lücken, auch bei den einst so fröhlichen Wanderfreunden. Von den zuletzt sogar drei Abteilungen des SGV im Groß-Oberhausener Raum nahm nur noch die Osterfelder ihre Arbeit wieder auf.

Rund 130 Mitglieder zählt heutzutage dieser Ableger des SGV. Doch während allerorten Gruppierungen, die sich die Pflege von Brauchtum auf die Vereinsfahne geschrieben haben, im Zeitalter von Total-TV und Rund-um-die-Uhr-Berieselung eher große Nachwuchsprobleme verzeichnen, boomt nach Auskunft von Pressewartin Irmgard Fritzsche die Mitglieder-Entwicklung. Vor allem frühpensionierte Naturliebhaber, deren Kinder längst aus dem Haus sind und ihr eigenes Leben führen, sehnen sich förmlich nach Geselligkeit und bescherten der Ortsabteilung Osterfeld im Jahre 1994 sage und schreibe 30 Neuaufnahmen.

Heute gehören dem SGV 20 Bezirke an, mit – neben Osterfeld – 283 weiteren Abteilungen und rund 53 000 Mitgliedern. Die Geschichte des Dachverbandes begann mit dem Aufruf zur Gründung des Sauerländischen Touristenvereins. Das war 1890. Forstrat Ernst Ehmsen und Lehrer Feaux de Lacroix wollten von Arnsberg aus das Sauerland touristisch – und zwar wandernd – erschließen. Daraufhin bildeten sich 44 Ortsabteilungen, deren Vertreter auf einer zum 25. Januar 1891 nach Hagen einberufenen Delegierten-Versammlung eine Satzung verabschiedeten und damit den „Sauerländischen Gebirgsverein" aus der Taufe hoben.

„Der SGV bezweckt die Zugänglichkeit und die Bereisung der Berge des Regierungsbezirkes Arnsberg zu erleichtern, sowie die Kenntnisse derselben in geschichtlicher, naturwissenschaftlicher und geographischer Beziehung zu erweitern. Insbesondere soll dieser Zweck erreicht werden durch Herstellung und Verbesserung der Verkehrsmittel, Wegweiser, Aussichtspunkte, Schutzhütten, Bänke, Fassung von Quellen, gesellige Zusammenkünfte, gemeinschaftliche Ausflüge, Vorträge und durch die Verbreitung bildlicher Darstellung schöner Punkte."

Er gab dem Vereinsheim an der Falkensteinstraße seinen Namen: Heinrich Martini, Ehrenvorsitzender des SGV Osterfeld

Fotos, würde man heute sagen. Doch bei der Formulierung des Paragraphen 1 der SGV-Satzung nahmen die Verfasser es ähnlich genau wie heute rund 500 ehrenamtlich aktive Wegezeichner, die für 4200 Kilometer an Hauptwanderstrecken sowie 28 000 Kilometer lange Orts- und Rundwanderwege buchstäblich „verantwortlich zeichnen". Was nur wenige wissen: Auch die Wurzeln des weltweiten Jugendherbergswerks liegen im SGV.

„Es gibt kein schlechtes Wetter, nur schlechte Kleidung!" Das beim

Im Laufe der Jahre erwanderten sich die Osterfelder zahlreiche Plaketten

Nordsee-Urlaub von in gelben Öljacken verpackten Strandläufern immer wieder gern zitierte Motto gilt auch für die „Off-Roader" des Osterfelder SGV: „Gewandert wird bei jedem Wetter", weiß Vorstandsvorsitzender Werner Kuschat. Die Wanderführer des Osterfelder SGV – es sind, natürlich, 13! – achten jedoch vor jeder Exkursion peinlich genau darauf, daß alle Teilnehmer über wind- und wetterfeste Garderobe verfügen. Neben regendichter Jacke und Hose ist es vor allem natürlich das Schuhwerk, auf das ganz besonderes Augenmerk gelegt wird. Ohne ein Paar nicht zu klobige, aber dennoch derbe Stiefel geschnürt zu haben, sollte niemand auf Tour gehen. Beim Kauf einer „Erstausrüstung" kommen da schnell einige Hundertmarkscheine zusammen. Dafür hat die Osterfelder Abteilung des Sauerländischen Gebirgsvereins aber auch eine Vielzahl von Möglichkeiten im Angebot, um das erworbene Outfit einzusetzen.

An jedem Sonntag steht eine 20 bis 30 Kilometer lange Halbtags- oder über 40 bis 50 Kilometer führende Ganztags-Wanderung an. Vor 15 Jahren für die städtische Altenhilfe ins Leben gerufen, organisieren die „Sauerländer" aus Osterfeld zudem alle 14 Tage samstags eine „Seniorenwanderung". Ebenfalls im Zwei-Wochen-Rhythmus gibt's schließlich seit fünf Jahren vereinsintern noch jeweils dienstags einen zusätzlichen nachmittäglichen Wandertermin. Nicht selten sind somit pro Woche um die 100 Menschen auf Schusters Rappen unterwegs, um die nähere und auch weitere Umgebung zu erkunden. Fast immer ist der Oberhausener Hauptbahnhof der Treffpunkt, denn wie schon anno 1921 wird die erste Wegstrecke per Bahn zurückgelegt, um dann „vor Ort" loszumarschieren.

Anmeldungen nicht erforderlich

Gäste sind übrigens jederzeit herzlich willkommen und eingeladen, völlig unverbindlich mal die Rolle des „Mitläufers" zu testen. Die aktuellen Wanderungen werden beispielsweise im monatlich erscheinenden „Stadtreport" frühzeitig bekanntgegeben. Anmeldungen sind nicht erforderlich. Jeder, der Lust verspürt, findet sich ganz einfach rechtzeitig auf dem Bahnhofsvorplatz ein – und dort, wo in einer geselligen Runde fröhlicher Menschen die Stimmung am besten ist, da sind die Wanderfreundinnen und Wanderfreunde des Osterfelder SGV garantiert nicht weit.

„Außerdem halten wir immer Ausschau nach Wanderstiefeln", verrät Pressewartin und Wanderführerin Irmgard Fritzsche. „Am Schuhwerk erkennen wir schnell, ob es sich um neue ‚Kundschaft' handelt, und suchen von uns aus den Kontakt."

Wanderführer

Die Wanderrouten stehen bereits ein halbes Jahr vorab fest. Am Tag selbst hat der jeweilige Wanderführer das „Kommando". Er (oder natürlich auch sie) ist dafür verantwortlich, daß alle Teilnehmer die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze des Natur-, Wald- und Denkmalschutzes beachten und einhalten. Er (oder sie) achtet aber auch darauf, daß beispielsweise die Kleidung stimmt. In freilich ganz wenigen „Ernstfällen" mußten vor Ausflugs-Antritt Einzelne auch schon mal nach Hause geschickt und aufs nächste Mal vertröstet werden, um nicht die ganze Gruppe um ihr Vergnügen zu bringen. Denn: Passiert unterwegs etwas Unvorhergesehenes, bleiben alle in jedem Fall zusammen. Der Langsamste gibt das Tempo vor, Ausreißen gilt und gibt es nicht.

Um den Titel des Wanderführers zu erwerben, genügt es daher nicht allein, ein besonders ausgeprägter „Dauerläufer" zu sein. Spezielle Lehrgänge müssen absolviert werden, um auch psychologisch auf die bunt zusammengewürfelte Wandertruppe einwirken zu können. Wanderführer planen und erwandern zudem „nebenbei" neue Touren, beschaffen Kartenmaterial und kennen „ihre" Strecke wie die berühmte Westentasche. So ist es zumindest in der Regel.

Doch auch in der jetzt 75jährigen Geschichte des Osterfelder SGV gibt's freilich keine Regel ohne Ausnahme: „Hier ist die Wanderung beendet – ich kenn' mich nämlich nicht mehr aus", erinnert sich Heinrich Martini, seit 36 Jahren Mitglied, 18 Jahre Vorsitzender und heutiger Ehrenvorsitzender, an einen besonders kuriosen Zwischenfall. Ob's auch ein „13." war? Egal: Die verdutzt dreinblickende Gruppe hatte in jedem Fall Glück im Unglück. Ein Wanderfreund meinte kurz: „Ich aber! Die Straße hab' ich nämlich selbst gebaut. Da lang, bitte!" Wohl überflüssig zu erwähnen, daß es bei der Vielzahl von zurückgelegten Wanderkilometern (trotz aller beim SGV-Osterfeld anzutreffenden Akribie ist diese Zahl übrigens unbekannt!) auch jede Menge angenehme „Dönekes" gibt, an die man sich wesentlich lieber erinnnert.

Beim Wandertag in Wetzlar beispielsweise, wo sich die Gruppe von der Kristallhöhle auf den Weg nach Weilburg begab und bei brütender Hitze im Schatten auf dem schmalen Sims einer Mauer vor einer Scheune Pause machte. „Da kam plötzlich die Besitzerin. Wir dachten schon, sie wolle uns vertreiben", erzählt Irmgard Fritzsche. Nach dem Motto „Angriff ist die beste Verteidigung" habe sie deshalb „nur so im Scherz" gesagt, „daß jetzt 'ne Tasse Kaffee gut täte". Und tatsächlich: Die kostenlose Bewirtung erfolgte auf dem Fuße.

Und dann war da noch der „Klompenweg" in Holland: Es schüttete wie aus Eimern – und alle Gaststätten hatten ihre Türen geschlossen. „Eine Passantin fragten wir, ob sie nicht vielleicht irgendwo eine Einkehrmöglichkeit kenne." Sie kannte – nämlich ihre eigene gute Stube. „Ganz spontan lud sie die große Gruppe mitsamt Regenzeug zu sich ins Haus ein. Rund 20 Paar Stiefel standen vor der Eingangstür, während wir es uns rund um einen Kachelofen bei Kaffee und Plätzchen gemütlich machten", schwärmt die Pressewartin noch heute von dieser Gastfreundschaft. „Wie fast immer haben wir uns auch dort mit einem gemeinsam gesungenen Wanderlied bedankt."

Der Wanderer muß gut zu Fuß, gut behütet und gut besohlt sein

Daß Geselligkeit nicht nur, aber vor allem bei der Osterfelder Abteilung des Sauerländischen Gebirgsvereins im Mittelpunkt steht, beweisen neben monatlichen Heimabenden, Kegelnachmittagen und jecken Treffen am Karnevals-Sonntag mit „hausgemachtem Programm" auch die regelmäßigen Teilnahmen an Großveranstaltungen. Seit 1936 reist jährlich eine Delegation zum „Deutschen Wandertag", an dem durchschnittlich 8000 Wanderfreundinnen und Wanderfreunde teilnehmen. 1986 wurde die Wandergruppe des SGV Osterfeld unter rund 150 Bewerbern mit dem 1. Preis ausgezeichnet. „Von der Lippe bis zur Ruhr sind die Menschen gar nicht stur", lautete damals wie heute das Motto. Die Bezirks-Sternwanderungen bekommen seit 1921 ebenfalls steten Besuch aus Osterfeld wie auch die vom Verkehrsverbund Rhein-Ruhr (VRR) organisierten Ausflüge.

Pionierarbeit leistete man vom

Geselligkeit ist Trumpf – nicht nur wie hier bei den Wanderungen des SGV Osterfeld, sondern auch im Rahmen eines aktiven Vereinslebens

9. bis 14. April 1994 bei der Erwanderung des neu gezeichneten „Emscher-Park-Weges XE". Der SGV Oberhausen-Osterfeld war die 1. Wandergruppe im SGV, die diesen 131 Kilometer langen Weg in sechs Tagesetappen unter der Regie der Wanderführer Josef Pattberg und Werner Pleiß zurückgelegt hat.

Es wird – natürlich! – ausgerechnet ein 13. sein, ein Samstag im Juli, anno 1996. Auf den Tag genau 75 Jahre nach der ersten Wanderung der Abteilung Osterfeld im Sauerländischen Gebirgsverein nimmt zwar keine gute alte Dampfeisenbahn mehr aus dem Bahnhof Nord Kurs in Richtung Kirchhellen, aber eine E-Lok vom Hauptbahnhof aus tut es freilich auch. 17 Groschen? Nein, die Fahrkarte kostet mehr, dafür darf's aber mindestens ein Wagon der 2. Klasse sein, in dem das Fähnlein der hoffentlich vielen Aufrechten sitzt, holde Jungfräulein und fröhliche Gesellen. Und ganz egal, ob Hoch Lukas oder Tief Lisbeth Sonne oder Regen bescheren: Gewandert wird – wie immer – bei jedem Wetter. Und an diesem Jubiläumstag erst recht. Und es wird – wie gewiß auch bei der für den 5. Oktober in der Gaststätte Koopmann geplanten Feier anläßlich des 75jährigen Bestehens – wie schon vor einem Dreiviertel-Jahrhundert ein Jubeln und Singen, ein Jauchzen und sich freuen beginnen:

Jauchzt die Fiedel,
singt ein Liedel –
laßt die Sorgen all zu Haus,
wenn wir wandern
in die Welt hinaus."

NICHT AUF SAND GEBAUT

Die Neue Mitte verändert das Gesicht der Stadt

HANS-WALTER SCHEFFLER

Der Oberhausener Hotelier Wilhelm Vogel 1992 bei der Rückkehr einer städtischen Delegation von Gesprächen mit dem Investor Eddie Healey in Sheffield: „Ich habe Herrn Healey gefragt, ob die Neue Mitte am 11. Mai 1996 um 10 oder um 11 Uhr eröffnet werde. Er hat geantwortet, daß es bei 10 Uhr bleibt."

*

Denkste: Die Neue Mitte auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände soll am 12. September 1996 eröffnet werden, vermutlich um 10 Uhr. Das war einer der Abstriche, die das Milliarden-Projekt 1995 in Kauf nehmen mußte. 1994, das war das Jahr der Überzeugungsarbeit der Stadtspitze gegenüber den Nachbarstädten gewesen. 1995 folgte das Jahr, in dem der Strukturwandel in der Stadt deutlich sichtbar wurde. Die Baukräne drehten sich nicht nur, aber vor allem an der Osterfelder Straße. Es gab kein unkritisches „Ab durch die Mitte", aber die Stadt atmete merklich durch und schöpfte neuen Mut. Wieder einmal war in Oberhausen von der „guten Hoffnung" die Rede.

Im Oktober 1995 zog die „Wirtschaftswoche" Zwischenbilanz: „Knapp ein Jahr vor der Eröffnung hat die Baustelle der Superlative, abgesehen vom Potsdamer Platz in Berlin die größte Europas, gerade das Richtfest hinter sich. Die Kölner Strabag als Generalunternehmer und andere namhafte Baufirmen setzen ihre besten Leute ein. 1000 Menschen sind derzeit auf dem ehemaligen Thyssen-Gelände beschäftigt. Neue Mitte Oberhausen heißt das Gesamtvorhaben offiziell, Neue Mitte Ruhrgebiet wäre angemessener."

Mit dem Richtfest im Centr*O.* startete am 22. September 1995 auf dem Baugelände an der Osterfelder Straße eine neue Phase, der Innenausbau; ein Jahr zuvor war der Grundstein gelegt worden. Auf einer Fläche von einem Quadratkilometer soll mit Centr*O.* ein attraktives Freizeit- und Einkaufsangebot verwirklicht werden. Eddie Healey, Hauptinvestor des Zwei-Milliarden-DM-Projektes und Vorstandsvorsitzender der Stadium-Gruppe, verkündete: „Mehr als 70 vH der Verkaufsfläche sind bereits vermietet."

Zu Centr*O.* zählt ein acht ha großer Freizeitpark, dessen Planung der Investor mittlerweile selbst in die Hand genommen hat: Mit Asiatischem Garten, einer Abenteuerinsel, auf der sich Kinder nach Herzenslust austoben können, dem Farmers Garten, wo Familien Grillpartys zelebrieren werden, einer Wunderwelt mit Rodelbahn und Kletterflächen und einer kulinarischen Promenade. Einer Studie zufolge werden 1996 im Einzugsbereich von Oberhausen etwa zwölf Milliarden DM im Gastronomiebereich ausgegeben. Im Centr*O.* soll deshalb auf einer Fläche von 13000 Quadratmetern eine Vielzahl an Kneipen und Restaurants geschaffen werden, die Oberhausen zum Unterhaltungsmagneten machen. Dann locken u. a. das große Kino der Warner Brothers, das Planet-Hollywood-Restaurant von Arnold Schwarzenegger, Sylvester Stallone und Bruce Willis, die Duisburger König-Brauerei, die Dortmunder Union Brauerei und die Bochumer Tarm-Gruppe mit einer Nobel-Disco.

Im Centr*O.* werden die vier Einkaufsmagneten Kaufhof, C & A, Sinn und Hennes & Mauritz zusammen eine Netto-Verkaufsfläche von ca. 28800 Quadratmetern belegen. Den Supermarkt mit einer Nettoverkaufsfläche von 1500 Quadratmetern betreibt die Unternehmensgruppe Tengelmann. Hinzu gesellen sich Einzelhandelsunternehmen wie Douglas, Esprit, Quelle, Apollo Optik, Deichmann Schuhe, Klauser Schuhe, Roland, Salamander, HiJ, New Yorker, Tie Rack, M&S

Aus der Vogelperspektive ist der Baufortschritt deutlich zu sehen: vorne die Arena, oberhalb der zentralen ÖPNV-Trasse das Einkaufszentrum

Mode, Orsay und Pimkie, His Masters Voice (HMV), Footlocker, Sears, dm Drogeriemarkt, Götzen Parfümerie, Lingerie Hunkemöller, Schlemmermeyer, Der Teeladen, Spinnrad, Juwelier Deiter, Juwelier Trifterer, Apotheker Spanke und Bäckerei Horsthemke.

Platzvorteile

Ogden Entertainment Services, eine Tochtergesellschaft der Ogden Corporation in New York, verpflichtete sich in einem 20-Jahres-Vertrag, die Arena Oberhausen mit 12000 Sitzplätzen in Centr*O.* zu betreiben. Dort sollen neben Sportveranstaltungen auch Pop- und Rockkonzerte stattfinden, insgesamt 135 Veranstaltungen im Jahr. An dem Marketingkonzept arbeitet der ehemalige Eiskunstlaufstar Norbert Schramm. Viele Beobachter glauben, daß Freizeitpark und Arena der Neuen Mitte gegenüber anderen Zentren Platzvorteile verschaffen könnten. Das erste „gebuchte" Hotel, Sol Inn, bietet 140 Zimmer.

Zwischenbilanz im September 1995: 750000 t Beton und Mauerwerk des ehemaligen Thyssen-Geländes wurden nach umfangreichen Umweltprüfungen als unbe-

Der Countdown läuft: Eine gigantische CentrO.-Infowand an der Kreuzung Essener-/Osterfelder Straße zeigt auch die verbleibenden Tage bis zur Eröffnung an

denklich für den Wiedereinbau eingestuft. Ebenso konnten 47000 t Stahlschrott und Moniereisen über ehemalige Werkstraßen und Gleise ins gegenüberliegende Elektrostahlwerk transportiert und dort eingeschmolzen werden. Zu den wiederverwendeten Materialien zählten auch 6500 t Walzen- und Zunderschlamm. 30 Hochbaukräne ermöglichten es, daß 5000 Kubikmeter Beton und 600 t Baustahl pro Woche verarbeitet wurden. 180000 Kubikmeter Beton sorgen insgesamt für Stabilität und Sicherheit, die Neue Mitte ist nicht auf Sand gebaut. Bemerkenswert war das auf der Baustelle installierte Betonwerk, aus dem die Fahrzeuge direkt bedient wurden. Allein die Einschalungen für den Beton deckten acht bis zehn Fußballfelder ab, würde man sie flach auf der Baustelle auslegen. Das Schmutz- und Regenwasserkanalnetz ist verlegt, die Kanalbauarbeiten zu 90 vH abgeschlossen. Im Umfeld laufen die Arbeiten für die 10500 Parkplätze und ein neues Nahverkehrsnetz mit attraktiven Bus- und Straßenbahnverbindungen auf Hochtouren.

Rund zweieinhalb Millionen Steine werden benötigt, um die Fassade des Einkaufszentrums zu verklinkern

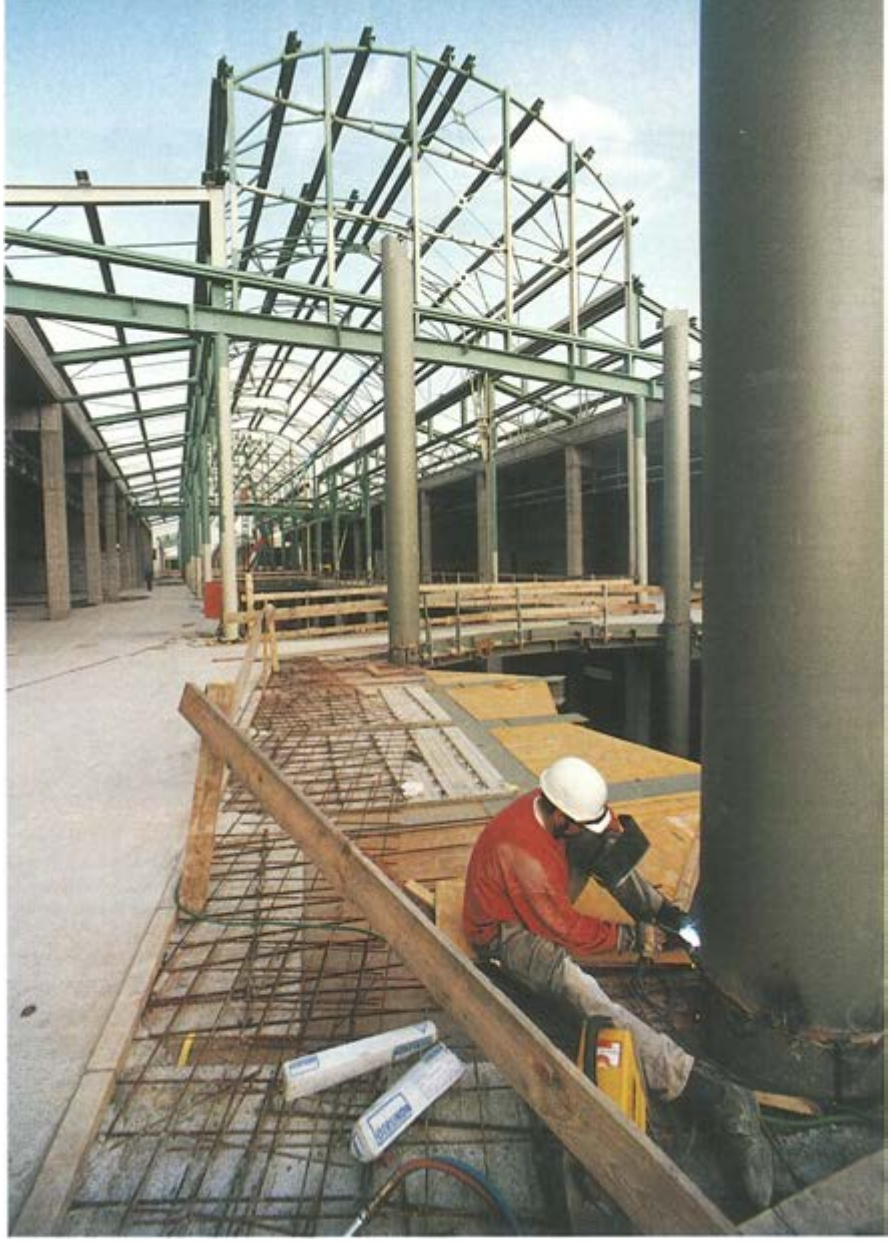
Im Rohbau praktisch fertig: die Arena für 12.000 Besucher. Michael Jackson bald in Oberhausen?

Mitte Oktober meldeten die Neue-Mitte-Planer eine wichtige Personalie: Der 38jährige Hotelbetriebswirt und gebürtige Holländer Hans Mathijsse soll als Direktor die Geschicke der Centr*O.* Management GmbH lenken. Er lebt bereits seit zwölf Jahren in Deutschland und möchte, „damit Sport und Familie nicht zu kurz kommen, möglichst schnell aus der Eifel umziehen und in Oberhausen heimisch werden." Er gibt sich überzeugt: „Das Einmalige an Centr*O.* ist, daß alles nicht isoliert auf einer grünen Wiese entsteht, sondern im Herzen einer Stadt, die wiederum im Herzen des Ruhrgebiets liegt."

Der benachbarte Gasometer erweist sich 1995 als Glücksfall für die Riesenbaustelle: Beide geraten zur Pilgerstätte neugieriger Bürger, in der Neuen Mitte lädt der „Gate Way Diner", ein 1948 in Chicago gebauter Eisenbahnwaggon, die Besucher zu amerikanischen Burgern und Hot Dogs ein. Ganze Heerscharen von Busladungen bestaunen die Big-Baustelle, nur manchmal versteht Centr*O.*-Pressechef Michael Grundmann die Welt nicht mehr: Wenn ein auswärtiger Telefonanrufer sich danach erkundigt, ob die Mehrzweckhalle denn tatsächlich gebaut werde. Draußen drehen sich derweil die Kräne.

Im Stadtrat war man längst zur Tagesordnung übergegangen und mühte sich nach Kräften zu betonen, daß der „Umbau" der Stadt nicht nur aus der Neuen Mitte bestehe. Es ging darum, das künftige Verhältnis von Neuer und alter Mitte zu ordnen und darum, einen „Handelskrieg" zu verhindern. Der „Kuchen" von 76000 Quadratmetern zusätzlicher Verkaufsfläche, den der Düsseldorfer Bezirksplanungsrat bei Genehmigung der Neuen Mitte Oberhausen noch zubilligte, konnte schließlich nur einmal verteilt werden. 70000 Quadratmeter entstehen in der Neuen Mitte, 10000 reklamierte der Düsseldorfer Investor Wolfgang Hirsch für sein Sterkrader Projekt, und auch das Bero-Zentrum und die Möbelstadt Rück meldeten Bedarf an. Vor allem ging es darum, die Marktstraße zu stabilisieren.

So war die Neue Mitte 1995 nicht ausschließlich Garant für positive Schlagzeilen; es gab Razzien von Polizei und Arbeitsamt auf dem Baugelände wegen illegaler Beschäftigung. Im Oktober berichtete das Magazin der Hans-Böckler-Stiftung, „Mitbestimmung", gleichwohl über ein ungewöhnliches Übereinkommen zwischen dem Investor und der Gewerkschaft. Gewürdigt wurde der Verhandlungserfolg des Vorsitzenden der IG Bau-Steine-Erden, Dietmar Schäfers, gegenüber Investor Eddie Healey, auf



Moderne Architektur mit viel Glas und Stahl wird das CentrO.-Einkaufszentrum prägen

dem Baustellengelände ein Gewerkschaftsbüro zu unterhalten: „Wenn ihr als Investor auf dieser Großbaustelle, oft ein undurchschaubares Eldorado für illegale Beschäftigung und andere Sumpfblüten, sauber agieren wollt, dann laßt uns doch mit als Kontrollorgan auf diese Baustelle." So geschah es. Die Gewerkschaft hat sich zu arrangieren mit einem komplex verschachtelten Konglomerat von Firmen, die in der Neuen Mitte auf Zeit miteinander kooperieren, in der „heißen" Ausbauphase sind dies bis zu 70.

Kurskorrektur

Der Superintendent des Evangelischen Kirchenkreises, Artur Schorzmann, prominentester Kritiker der Neuen Mitte in der Stadt, forderte Anfang November eine Kurskorrektur in der Kommunalpolitik. Mit Blick auf die Neue Mitte formulierte er: „Es ist genug ins Zentrum gestarrt worden. Es ist genug auf dieses Zentrum hin gearbeitet worden. Es ist genug auf das Zentrum hin ausgerichtet worden." Jetzt müsse es darum gehen, sich für die Menschen „am Rande" zu engagieren.

Aber längst arbeiteten die katholische und evangelische Seite an einer gemeinsamen kirchlichen Präsenz in der Neuen Mitte. Investor Eddie Healey hatte ihnen für ein ökumenisches Zentrum ein Grundstück an einem „sehr günstigen Platz" zur Verfügung gestellt. Es soll ein Ort der Gastlichkeit, der Hilfestellung und Beratung, der Stille und der Orientierung werden. Damit es 1996 auf dem CentrO.-Gelände bereits vor der Eröffnung grünt, wurden noch im Herbst 1995 die ersten Bäume gepflanzt. Versprochen wurden insgesamt 12000 Bäume und Sträucher mit einem Materialwert von vier Millionen DM.

Die Neue Mitte zwischen Hot Dogs, 12000 Eishockeyfans und einem kirchlichen Ort der Stille? Ende 1995 galt, angesichts mancher zaudernder Zeitgenossen, der Kalauer: Jetzt sind es nur noch ein paar Schritte in die Neue Mitte. Aber im „Reich der Mitte" regierte auch Unsicherheit. Artur Schorzmann über die kirchliche Präsenz: „Es bleibt ein Experiment, über dessen Ausgang niemand allzu sicher sein sollte. Und es bleibt ein Wagnis, bei dem wir uns als Kirche aufs Spiel setzen und auch auf die Nase fallen können. Es bleibt aber auch eine Chance, den Menschen in einem Lebensbereich und in einem Lebensgefühl näher zu kommen, wo wir in der Regel sehr weit entfernt sind."

MIT TEMPO 40 »AUF DIE VOLLEN«

Leistungskegler müssen hart trainieren

MICHAEL PETRYKOWSKI

Paul war an der Reihe, hat aber wieder mal geschlafen. So kennen wir ihn: Alles muß man ihm „nachtragen", sogar die Kugel auf der Kegelbahn. Immerhin, das Versäumnis, nicht rechtzeitig „am Ball" gewesen zu sein, kostet ihn einen Strafobulus, der in die gemeinschaftliche Kasse fließt. Millionen von Hobbykeglern dürfte dieses entblößende Ritual bestens bekannt sein, nur eines von vielen. Es stimmt: Die Gesetze auf der Kegelbahn müssen unbedingt befolgt werden, schon wegen des Lacheffekts für die Mitspieler.

Daß so viele Menschen regelmäßig „auf die Vollen gehen" und sich zuvor stets „Gut Holz" wünschen, kommt nicht von ungefähr. Kegeln gehört seit Jahrhunderten zu den beliebtesten Volkssportarten in unserem Land, die glückliche Kombination aus Sport, Spiel und Geselligkeit macht diese Art der Freizeitbeschäftigung für einen außergewöhnlich großen Personenkreis attraktiv. Und: Kegeln kann jeder bis ins hohe Alter.

Verfolgt man den Kegelsport zurück in die Vergangenheit, so dürfte der Ursprung bereits im frühen Mittelalter zu finden sein. Aus einer Rothenburger Chronik geht hervor, daß sich ein gewisser Walther Kreylsheimer zehn Jahre lang seiner Spielleidenschaft enthalten wollte. Unter anderem wollte er mit dem „Bossen" (Kegelwerfen) aufhören. Fest steht demnach: Das, was zur damaligen Zeit unter Kegeln zu verstehen war, wurde als Glücksspiel mit Geldeinsätzen betrieben. Obwohl landläufig eher geringgeschätzt, erfreute sich das Spiel in der Folgezeit größter Beliebtheit. Im 15. Jahrhundert etwa – und dies ist durch zahlreiche Quellen belegt – war kaum eine gesellige Veranstaltung ohne einen Kegelwettbewerb vorstellbar. Der Kegelplatz gehörte neben der Tanzlaube zu einem beliebten Vergnügungsort in jeder Gemeinde. Blättert man weiter in der Geschichte, so ist das Jahr 1884 von weitreichender Bedeutung: Gegründet wurde der Keglerverband von Rhein und Ruhr, der erste überregionale Zusammenschluß von Kegelklubs. Und damit trat zugleich der sportliche Aspekt in den Vordergrund. Schon Ende des 19. Jahrhunderts fanden die ersten Deutschen Meisterschaften statt.

Zurück in die Jetzt-Zeit. Steht bei den Hobbykeglern in der Regel die mitunter eher bierselige Unterhaltung im Vordergrund, so verfolgen die Sportkegler ganz andere Ziele: Körperliche Fitneß, Geschicklichkeit und permanente Konzentration werden ihnen abverlangt, sie treiben reinen Leistungssport. Kegeln wird bei ihnen – ähnlich wie bei anderen Sportarten – in unterschiedlichen Klassen bis hin zur Bundesliga gespielt.

Der Oberhausener Zahntechniker Heribert Kottkamp, der durch eine Kinderkrankheit bedingt mit einer schweren Beinbehinderung leben muß, ist ein „alter Hase" in der heimischen Sportkeglerszene – die allerdings als eher spärlich zu bezeichnen ist. Daß sein Metier noch immer als „Kneipensport" in Reinkultur verschrieen ist, stört den 46jährigen weniger. Vielmehr beklagt er sich darüber, daß es zur Zeit keine vernünftigen Trainingsmöglichkeiten in Oberhausen gibt. Eine der Folgen: Wirklich gute Spieler wandern ab und treten für renommierte Klubs in den Nachbarstädten an. Und an Nachwuchs hapert es ohnehin.

Kottkamp selbst kann als Mitglied der Kegelabteilung des Eisenbahner-Sportvereins (ESV) – neben Chemie Holten der einzige Kegel-Leistungssportverein in der Stadt – auf große persönliche Erfolge zurückblicken: In der Mannschaft der

Behinderten holte er sich viermal den Titel des Deutschen Meisters, mehrere Male wurde er Westdeutscher Meister. Das erfordert hartes Training. 500 bis 600 Kugeln sollte ein Leistungskegler in der Woche werfen, was Heribert Kottkamp nicht immer gelingt. Denn die Trainingsmöglichkeiten – einmal pro Woche auf der Zwei-Bahn-Anlage im Hauptbahnhof – sind nun mal begrenzt. Zweifelsfrei ein Nachteil, denn die körperliche Fitneß ist äußerst wichtig. Schließlich werden im Wettkampf 120 Kugeln hintereinander auf das „Bild", also auf die Kegel, gerollt. Und immer sollten möglichst „alle Neune" fallen, was natürlich auch die „Profis" nicht pausenlos schaffen. Selbstverständlich ist nur allzu häufig die Tagesform von entscheidender Bedeutung. Die Trefferquote schlägt sich in einem Punktesystem nieder, wobei die Anzahl der gefallenen Kegel als Grundlage dient. Um die enorme Leistung zu veranschaulichen: 100 Kugeln ohne Unterbrechung in Richtung Kegel zu werfen, ist nach Kottkamps Einschätzung durchaus mit dem Kraftaufwand eines 1500-Meter-Läufers zu vergleichen.

Gegründet wurde der Eisenbahner-Sportverein im Jahre 1912. Turnverein-Roland wurde er seinerzeit getauft, da er lediglich aus einer Turnabteilung bestand. Eine Umbenennung in „Reichsbahn-Turn- und Sportverein Oberhausen" erfolgte im Jahr 1926, zu den Abteilungen Fußball, Handball, Leichtathletik und Kanusport gesellte sich in den Folgejahren auch eine Kegelabteilung. Durch den zweiten Weltkrieg wurden die Anlagen des Vereins beinahe komplett zerstört. Erst nach den schrecklichen Ereignissen setzten die Kegelsportler im Keller des Bahnhofs die Bahn instand und fanden den Neubeginn. 1960 nahmen die Aktiven erstmals wieder an Wettkämpfen teil, und zwar an einem Städtevergleichskampf in Düsseldorf.

Durchaus von Erfolgen gekennzeichnete Jahre gingen für die Sportler ins Land, die bis in die 80er Jahre noch gute Trainingsmöglichkeiten in den einstigen „Parkstuben" vorfanden. Ein Brand in einem benachbarten Baumarkt vernichtete die Anlage, mit dem Sportkegeln in Oberhausen ging es bergab. Dennoch: 45 Sportkegler zählt

Auch für die Jugend ist Kegeln ein attraktiver Sport

Ehemalige Eisenbahner sind die Hobby-Kegler des Klubs „Scharfe Kante", die 1996 ihr 30jähriges Bestehen feiern können

der Verein auch heute noch. Sie bilden zwei Herrenmannschaften und eine Damenmannschaft. Wie viele andere seiner Kolleginnen und Kollegen hat sich auch Heribert Kottkamp so um 1977 herum mit dem Gesellschaftskegeln die ersten Sporen verdient. Seinerzeit belegte er einen der vorderen Ränge bei einer Stadtmeisterschaft für Hobby-Kegler, was ihn schließlich dazu bewog, die Sache fürderhin ernsthafter zu betreiben. Auch Ehefrau Doris kam damals auf den Geschmack und verschrieb sich dem leistungsbezogenen Kegeln. Ihre Motivation beschreiben die beiden so: „Beim Kegeln können wir unsere Leistungsfähigkeit voll ausschöpfen, außerdem ist diese Art der körperlichen Bewegung sehr gesund. Und der Spaß kommt ebenfalls nicht zu kurz, auch wenn es während der Wettkämpfe nur Mineralwasser gibt." Daß sich auch die Sportkegler nach getaner Arbeit gern zu einem Gläschen zusammensetzen, versteht sich von selbst. Auf der anderen Seite mangelt es ihnen nie an Ehrgeiz. Heribert Kottkamp: „Im Grunde genommen ist man nie mit sich zufrieden."

Anders als bei den Hobby-Keglern, die sich ja mit einer Vielzahl von lustigen Spielvarianten unterhalten, geht es bei den Sportkeglern nach einem festen Reglement zu. Stets wird in die Vollen geworfen, es geht eigentlich nur ums Abräumen. Neun Kegel sind das Bild, von denen der in der Mitte stehende König mit 43 Zentimetern Höhe den

Die Damen des Sportkegelvereins von 1912 beim Training im Hauptbahnhof

Jeder möchte gerne Kegel-König werden

Rest um genau drei Zentimeter überragt. Die Kugel hat einen Durchmesser von 16 Zentimetern, andere Größen (wie beim Hobby-Kegeln) sind nicht erlaubt. Der Erfolg oder Mißerfolg beim Abräumen beginnt schon beim Anlauf. „Der Bewegungsablauf", erklärt Kottkamp, „muß unbedingt stimmen. Vom Anlauf muß es fließend in den Wurf übergehen, wobei die Kugel nicht in der ganzen Hand, sondern eher in den Fingerspitzen ruht." Der Fachmann sagt: Die Hand ist hohl. Klingt einleuchtend, denn so bekommt der Spieler mehr Gefühl für den Effet, also für die Drehung der Kugel zur einen oder anderen Seite der Bahn. Kräftige Finger sind vonnöten, schließlich ist die Kugel fast drei Kilo schwer.

Gekegelt wird entweder auf einer Holz- oder auf einer Kunststoffbahn, die hierzulande scherenförmig auseinandergeht. Man spricht daher von einer Scherenbahn. Wobei der Kunststoffbelag leichter zu spielen ist, die Kugel gleitet besser dahin. Dennoch haben es die Vereinsspieler nicht leicht, wenn sie bei einer anderen Mannschaft zu Gast sind: Jede Bahn ist trotz gleicher Materialbeschaffenheit anders, und darum ist es ganz wichtig, sich vor dem Turnier entsprechend einzukegeln. Auf diese Weise kann der Spieler den Lauf der Kugel bei unterschiedlichem Tempo genau analysieren und sich auf die Eigenheiten einstellen. Unter normalen Umständen dürfte die Kugel so ungefähr mit Tempo 40 über die Bahn rollen und auf die Kegel treffen. Von entscheidender Bedeutung dafür, wieviele Kegel fallen, ist das genaue Anspielen der jeweiligen Gasse. Mit einer Gasse ist der Abstand zwischen den vordersten drei Kegeln im quadratischen Bild gemeint. Man unterscheidet demnach zwischen rechter und linker Gasse. Nun, für die Sportkegler ist der Wurf in die Gasse zumeist eine Routineangelegenheit. Die wahre Stärke eines Spielers zeigt sich bei der Treffsicherheit auf einzelne Kegel, wenn zum Beispiel zwei in größerem Abstand zueinander stehengeblieben sind. Damit sie in einem Wurf kippen, muß ein Kegel an einem ganz bestimmten Punkt getroffen werden. Auch hier macht natürlich nur die Übung den Meister. Hobby-Kegler wissen, wie schwierig es ist, die „Bauern", also die äußeren Kegel in der hinteren Reihe, zu treffen.

Während sich Heribert Kottkamp für den Oberhausener Behindertensportklub in der höchsten Klasse, in der Landesliga, engagiert, müht sich die andere Abteilung in der Bezirksklasse. Es könnte mehr sein, vermutet Kottkamp, aber dazu müßte schon eine Vierbahn-Anlage fürs Training vorhanden sein. Wenn sich die Stadt entschließen könnte, Sporthallen zu unterkellern oder gleich beim Bau eine Kegelbahn in die Planung einzubeziehen, dann könnten eines Tages vielleicht wieder Meisterschaften in Oberhausen stattfinden. An guten Keglern, so der Experte, mangelt es jedenfalls nicht: Die Oberhausenerin Karin van Treek spielte in der Nationalmannschaft der Juniorinnen, Horst Schlegelmilch in der Länderauswahl Senioren A, weitere bekannte Namen in Fachkreisen sind Günter Janzen und Dirk Albertz.

Erfolge hin, Pokale her: Auch die besten Kegler haben natürlich ihren Spaß an der Freud' und beenden nicht selten einen harten Trainingsabend mit einem munteren „Spielchen". Dann tun sie es den Hobby-Keglern gleich und werfen auf den „Tannenbaum", wollen „Hausnummern" erreichen, ereifern sich beim „Sechstagerennen" oder entscheiden sich für das makaber klingende „Sargkegeln". Denn: Geselligkeit ist wichtig, und da machen auch Leistungssportler nur selten eine Ausnahme.

AUS EINEM GUSS

Kunst ein stolzer Zweig der Babcock-Gießerei

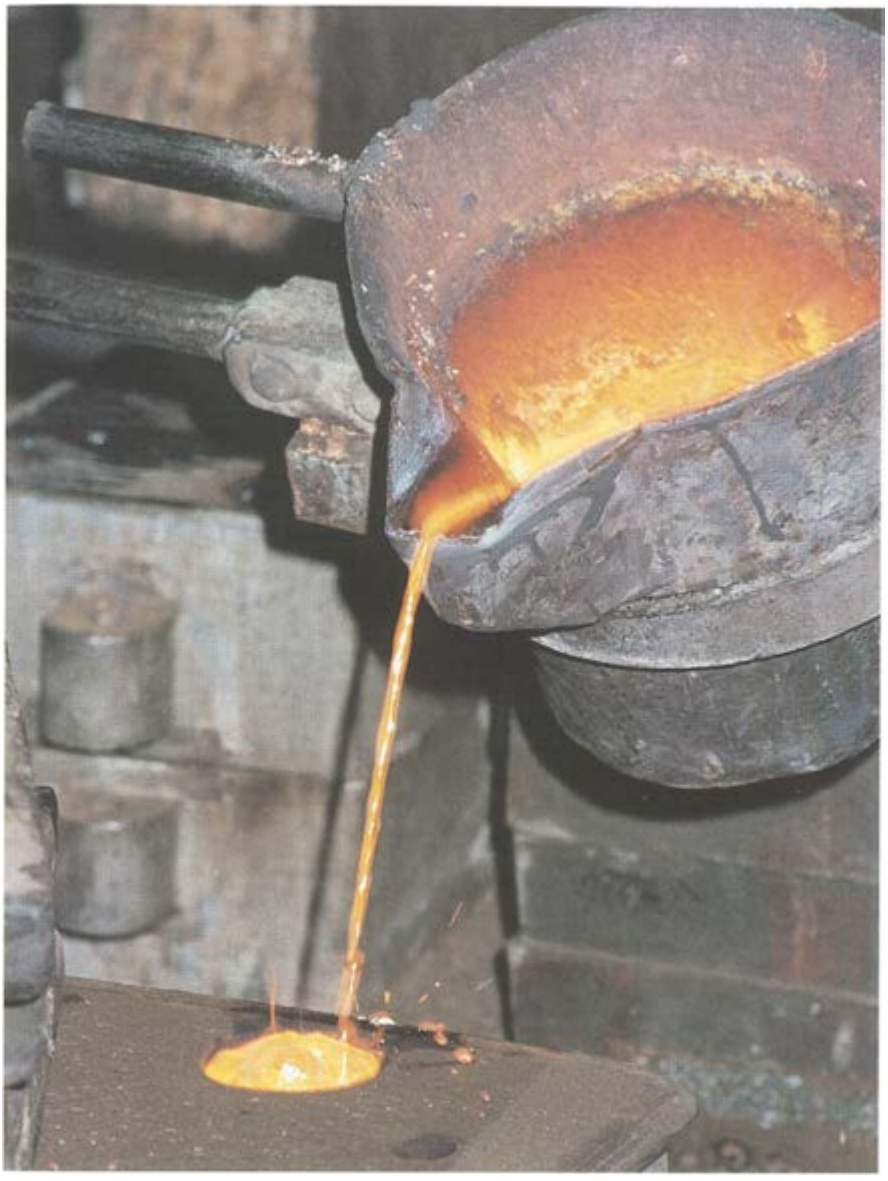
KLAUS FELDKELLER

Es gibt sie doch noch, die lebenden Werk-Stätten der Industriegeschichte in unserer Stadt – dem blütenweißen Computer-Zeitalter zum Trotz. Während die Kohleförderung Platz machen mußte für neue Wirtschaftszweige, besteht beim Unternehmen Babcock in Oberhausen eine jahrtausend alte Tradition weiter: Der Guß. Dazu der Geschäftsführer der Babcock Gießerei GmbH, Diplom-Ingenieur Jul Grolmann: „Die richtige Konstruktion beweist sich in Harmonie und Schönheit der Gestalt." Und dabei gelten die gleichen handwerklichen Prinzipien, ob Gußteile für den modernen Maschinenbau realisiert werden oder Abgüsse für Werke renommierter Künstler wie von Otto Wesendonck entstehen. Der Kunstguß gehört als ein kleiner, aber feiner „Nebenerwerbszweig" zur Gießerei, die seit nunmehr 90 Jahren ihren Standort mit heute 125 Mitarbeitern an der Duisburger Straße hat.

Vor dem eigentlichen Gießen werden in der Modellschreinerei zunächst die einzelnen Modellteile von Hand angefertigt. Dabei ist äußerste Präzision Voraussetzung für die Erstellung des Holzmodells, so Winfried Blümer, Vorsitzender des Betriebsrates der Gießerei und als gelernter Former seit 1957 in der Werkstatt dabei: „Durch die hohen Qualitätsanforderungen der Kunden entstehen Modelle aller Güteklassen und Schwierigkeitsgrade auch in Metall, Kunstharz und Schaumstoff." Daran ändert auch die ansonsten um sich greifende Automatisierung nichts. Die Montagegenauigkeit bei der Formherstellung erfordert absolute Fachleute. Arbeitslosigkeit für Modellschreiner und Former in der Gießerei ist so gut wie unbekannt.

Ein Blick in die technische Entwicklungsgeschichte des Gusses: Das technische Verfahren zur Einbringung geschmolzener Werkstoffe wie Metalle in dafür vorgesehene Hohlformen wird seit Jahrtausenden praktiziert. Dabei erhält man entweder große Platten oder Blöcke, die durch Schmieden, Walzen oder Umschmelzen weiterverarbeitet werden, oder aber Formstücke, die keiner oder nur noch geringer Nachbearbeitung bedürfen. Schon in der Bronzezeit hatte der Guß eine größere Bedeutung für unsere Vorfahren als das Hämmern und Schmieden, weil sich Bronze leichter als Kupfer gießen läßt. In Mesopotamien tauchten dann die ersten Bronzen zu Beginn des 3. Jahrtausends (v. Chr.) auf; am Nil um 2600, doch wurde die Bronzeherstellung dort erst um 2000 heimisch. Die dazu benötigten Zinnerze wurden aus Syrien importiert. Die damaligen Schmelzöfen der Sumerer besaßen zwei Öffnungen, eine für das Brennmaterial (Holz oder Holzkohle) und eine für das Erz. Dabei befanden sich in Höhe der Feuerstelle Löcher für die Luftzufuhr. Experten vermuten, daß nach dem Schmelzvorgang Schlakke und Fremdkörper beseitigt wurden, dann die Masse zerkleinert, gereinigt und erneut geschmolzen wurde.

Als Material für die Gußformen benutzte man tonhaltigen Sand oder Sandstein. Gegossen wurde im offenen Herdguß. Die ältesten aus dem Mittelmeerraum bekannten Schmelzöfen ähnelten dabei den Backöfen der frühen Töpfer. Zwischen der unteren Brennkammer und der oberen Schmelzkammer befand sich ein durchlöcherter Boden. Durch Öffnungen wurden in der kuppelförmigen Schmelzkammer Tiegel mit dem zu schmelzenden Erz und etwas Holzkohle eingestellt. Eisen konnte man wegen der hohen erforderlichen Temperaturen noch nicht schmelzen. Schmelzbare Metalle konnten die Techniker der damaligen Zeit sogar in größeren Mengen gewinnen, in-



Bronze fließt klar und rein bei 1300 Grad C

dem eine Abflußrinne für das geschmolzene Material eingebaut wurde. Die Entwicklung setzte sich fort. Derartige Öfen in Europa wurden bevorzugt an einem Berghang angelegt, um den Hangwind in einem rechteckigen, aus Steinplatten gebauten Kanal aufzufangen. So erzielte man Temperaturen von über 1000 Grad Celsius.

Auch MAN GHH ist Kunde

Von der Industriehistorie zur Jetztzeit. In der hoch differenzierten Produktion hat der Guß von Massenprodukten seinen Stellenwert im Ruhrgebiet verloren. Gefragt ist heute in Zeiten von „Lean Production" mehr denn je fachliche Kompetenz, Gewährleistung von Produkt-Knowhow, Qualitätsmanagement und kostengünstige Logistik. Mehrere tausend Tonnen handgeformter Guß verlassen alljährlich das Werk an der Duisburger Straße, seien es nun ein 20 Tonnen schweres Pumpengehäuse für eine Meerwasserentsalzungsanlage, hochverschleißfeste Mahlwalzen für die Zerkleinerung von Kohle oder Gestein, tonnenschwere Laufkranz-Kolosse für eine Müllverbrennungsanlage, hochfeste Seiltrommeln für einen Großkran oder ein 10 Tonnen-Dampfturbinengehäuse für ein Kraftwerk eines internationalen Auftraggebers. Die Babcock Gießerei hat auch die MAN GHH in Sterkrade auf ihrer Kundenliste.

Aber eben nicht nur technische Qualitäts-Produkte werden erzeugt. Ein bedeutendes Kunstwerk hat seinen Ursprung an der Duisburger Straße und steht nun im Park von Schloß Krickenbeck am Niederrhein. Die Brunnenskulptur „Kern und Schale", vier Meter hoch und einige hundert Kilo schwer, ziert das Wasserschlößchen, das den Bankern der WestLB als Akademie dient. Deren Vorstandsvorsitzender Friedel Neuber zeigte sich bei der feierlichen Einweihung seinerzeit hoch erfreut, daß der Brunnen die besondere Verbindung zwischen Schloß und dem Element Wasser gelungen symbolisiere. Der in Schmachtendorf geborene Künstler Otto Wesendonck hatte bei seinem Kunstwerk Technisches und Naturhaftes miteinander versöhnt. Auf der Suche nach einer geeigneten Gießerei hatte der Bildhauer Babcock-Chef Dr. Heyo Schmiedeknecht bei der Vorstellung des Jahrbuchs „Oberhausen 93" kennengelernt. Wesendonck suchte vor drei

Jahren für seine oft sehr großen Skulpturen Gießmöglichkeiten, die ihm die eigene Gießerei im Tegernseer Tal, seinem Schaffensort, nicht bot. Gerade der Guß symbolisiert für den Künstler den Schöpfungsakt: Wie aus einem Guß entsteht das Kunstwerk. Es muß alles stimmen. Eine spätere Korrektur ist nicht mehr möglich. Durch den Einsatz von Ingenieur-Technik und die Beherrschung bildnerischer Mittel ist ihm dabei beim Brunnen „Kern und Schale" eine schlüssige Synthese gelungen.

Vergangenheit und Zukunft

Aus einem kreisrunden Becken erhebt sich ein glattpolierter Bronzetisch, dessen vom Naß überflossene Oberfläche durch flüchtige Spiegelungen zauberhaft weich wirkt. Nach unten hängt wie eine Tischdecke ein Wasservorhang, in dessen Saum das Licht flattert. Auf dem Tisch fest verankert steht ein aufgebrochenes, kugelartiges Gebilde, das einer Frucht ähnelt, dabei außen glänzend poliert. Schützend umschlossen wird dieser Kern von zwei blättrigen Schalen, die beweglich gelagert sind, so daß sie sich wie Blütenblätter öffnen und wie bergende Hände den Kern wieder umschließen. Angetrieben werden die Schalen von beweglichen Dreiecken, die durch einen Wasserstrahl gefüllt werden. Sind sie voll, kippen sie das Wasser aus, so daß der plötzlich leicht gewordene Arm nach oben schwingt und die Schale öffnet. Der Einfluß des Windes variiert den Rhythmus ebenso wie die Störungen in der Strömung des Wassers.

Die Brunnenskulptur „Kern und Schale" des Oberhausener Künstlers Otto Wesendonck

Aber nicht nur Auftragsarbeiten von außen entstehen in der Babcock Gießerei. Auch Kunstwerke

Gießereifacharbeiter bei ihrer täglichen Arbeit

für Betriebs-Jubilare und Geschäftspartner wie Plastiken, Figuren, Kaminplatten und Wandbilder werden aus Bronze und Gußeisen hergestellt und derzeit noch in einem kleinen Ausstellungsraum aufbewahrt. Auch aus Kostengründen überlegt Jul Grolman, ob die Exponate nicht vielleicht schon bald in einer Galerie für einen größeren Kundenkreis käuflich zu erwerben sind. Neben technischen Meisterleistungen eben auch die Kunst als kleiner, aber stolzer Zweig der Babcock-Gießerei. Auch zum Ende dieses Jahrtausends wird diese alte Technik des Gießens fortbestehen, wie es prägnant in einer Kundenzeitschrift zum Ausdruck kommt: Der Guß ist die Formgebung über die flüssige Phase: Ein Weg mit Vergangenheit und Zukunft.

Ist das Werk gelungen, ist die Freude groß

„Frau im Mantel", eine Bronzeplastik des Bildhauers Musch

»DIE TUN NUR IHRE ARBEIT«

29 städtische Politessen stehen ihren Mann

HANS-WALTER SCHEFFLER

Im Oktober 1988 verlor der Oberhausener Bürger Josef Prickelmeyer die Geduld. In einem Leserbrief bekannte er: „Jetzt platzt mir der Kragen. Ich meine, man sollte das Parken in Oberhausen generell verbieten und alle Autos abschaffen, nur so kann man sich vor Knöllchen oder mehr retten. Ich sehe ein, daß man dafür bestraft wird, wenn man Toreinfahrten und Radwege versperrt oder sonstwie verkehrsbehindernd bzw. gefährdend sein Auto abstellt. Doch was zur Zeit in Oberhausen geschieht, gleicht einer Hexenjagd. Nicht den Politessen (die tun nur ihre Arbeit) gebe ich die Schuld, sondern den Verantwortlichen, denen statt Lösungen und einem freundlichen Miteinander immer mehr Gehässigkeiten einfallen. Autofahren in Oberhausen? Nein danke!"

Das war harmlos. Aus dem Jahr 1983 ist überliefert, daß ein Oberhausener Autofahrer an der Windschutzscheibe seines Fahrzeugs regelmäßig eine Art Visitenkarte befestigt hatte, die die Aufschrift trug: „Den Politessen zur Beachtung: Welche anständige Frau verdient schon ihr Geld auf der Straße?"

Politessen, laut Duden eine Wortschöpfung aus Polizei und Hosteß und eine „von der Gemeinde angestellte Hilfspolizistin für bestimmte Aufgaben", gibt es in Oberhausen seit 1975. Wer erinnert sich noch an die ersten vier städtischen Mitarbeiterinnen? Es muß ein Paradies für Autofahrer/innen gewesen sein: Kaum Baustellen in der Stadt, kein langer Donnerstag, keine Kurzzeitparkzonen. Aber schon Ende Juni 1977 war es mit dieser heilen Welt vorbei: Im städtischen Hauptausschuß beklagte Bürgermeister Fritz Eickelen die „schlechte Parkmoral" vieler Autofahrer und wunderte sich darüber, daß das neue City-Parkhaus allenfalls zu 80 Prozent ausgelastet sei. Die Stadt bekomme den ruhenden Verkehr offenbar nicht in den Griff, zusätzliche Politessen müßten her. Dieser Hilferuf sollte nicht ungehört bleiben.

Immerhin: Anfang April 1981 hatte die Stadtverwaltung das Problem mit der einheitlichen Dienstkleidung für die Politessen im Griff: „Die Kleidung wird jetzt nach Maß gefertigt und kann auch zum späteren Zeitpunkt in Farbe und Qualität nachgeliefert werden. Mit dieser Dienstkleidung sind die Kolleginnen als Hosteß und Ansprechpartnerin erkennbar." Die Sommerbekleidung: Kostüm oder Hosenanzug, Wettermantel, Pulli mit kurzen Ärmeln, weiße Bluse mit kurzen Ärmeln, Halbschuhe, Sommerkappe, Umhängetasche und Geldbörse, die Winterbekleidung: Winterkostüm, Parka, lange Hose, Pulli mit langen Ärmeln, weiße Bluse, gefütterte Lederhandschuhe, Stiefel und Schal.

Von der Bezeichnung Hosteß nahm man später schnell wieder Abschied. Wichter war, daß schon damals der Öffentlichkeit eine Art Knigge für den Umgang zwischen Politessen und Autofahrern vermittelt wurde: „Auch unsere Oberhausener Hostessen sollen bei der Überwachung des ruhenden Verkehrs nicht kleinlich verfahren. Die Leistungen der Hostessen werden nicht an der Anzahl der verhängten Verwarnungen gemessen. Gründe, die den Fehler eines Verkehrsteilnehmers als entschuldbar erscheinen lassen, sollen mit Nachsicht berücksichtigt werden. Jede Hosteß kann nach ihrem Ermessen entscheiden. Diese mögliche Toleranz sollte jedoch nicht dazu führen, daß Verkehrsteilnehmer sich bedenkenlos über Verkehrsbeschränkungen hinwegsetzen. So haben Schwerbehinderte mit außergewöhnlicher Gehbehinderung kein Verständnis dafür, daß für sie reservierte Parkplätze von nicht Berech-

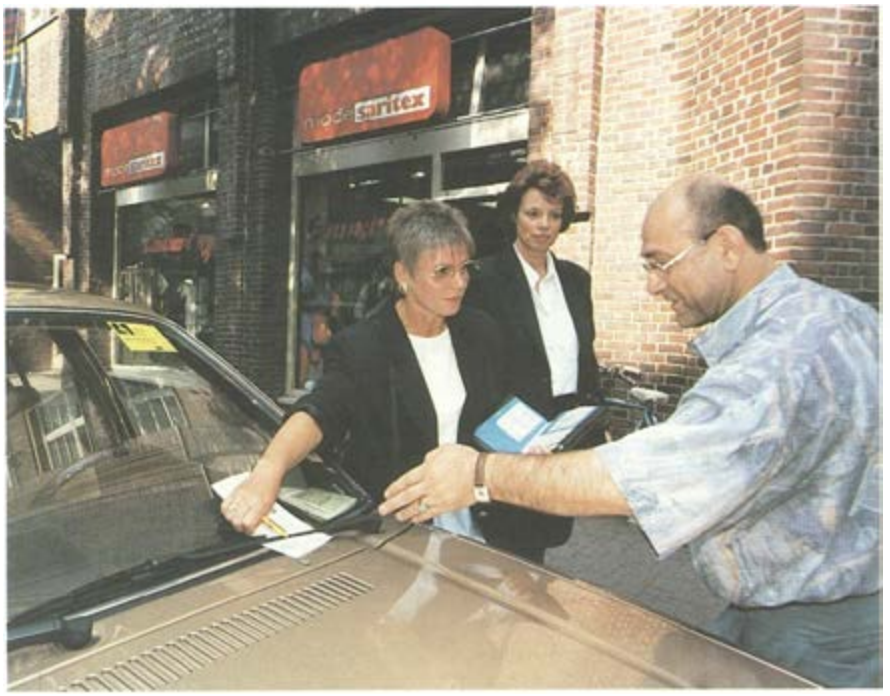
tigten belegt werden und sie deshalb oft weite Wege zu Fuß oder im Rollstuhl zurücklegen müssen."

Die Zeiten haben sich längst geändert. Auch Oberhausen droht zuweilen am Verkehr zu ersticken. Morgens kommen sie alle, stop and go, in die Stadtteilzentren und überschwemmen sie mit ihren fahrbaren Untersätzen, dringen wie ein Regenguß in alle Ritzen, auch die verbotenen. Was die alte, dem Privatauto so gewogene Stadtplanung einst arrangierte, kann die kritischere Stadtplanung von heute nicht einfach annullieren, sondern allenfalls kaschieren, mehr oder weniger rigoros behindern, nur manchmal verhindern: Halt- und Parkverbot, Parkuhr, Parkscheibe, Knöllchen hinterm Scheibenwischer, Einwendungen, Abschleppwagen, Gericht.

Quadratur des Kreises

Mittendrin mittlerweile 29 städtische Mitarbeiterinnen, die in diesem unruhigen Umfeld den ruhenden Verkehr überwachen sollen, eine tägliche Quadratur des Kreises, weil auch sie nur stichprobenartig vorgehen können. Eingesetzt werden sie in sieben Begehungsbezirken, davon vier in Alt-Oberhausen, jeweils einer in Sterkrade, Osterfeld sowie den Außenbereichen Holten/Barmingholten/Lirich. Gearbeitet wird paarweise und in zwei Schichten: von 10 bis 14 und von 14 bis 18 Uhr. „Aber darauf", warnt Hermann-Josef Hoffmann vom Bereich Öffentliche Ordnung der Stadtverwaltung, „sollte sich kein Autofahrer verlassen, zum Beispiel nicht am langen Donnerstag."

In jeder Schicht, verraten Christine Brinkmann und Monika Klages, die seit zwei Jahren dabei sind, werden 30 bis 40 schriftliche Verwarnungen verhängt, nach dem bundeseinheitlichen Bußgeldkatalog zwischen 10 und 75 DM. Hoffmann: „Wer ertappt wird, kann trotzdem ruhig schlafen. Er landet nicht in der Flensburger Verkehrssünderkartei." Aber: Es hat auch schon den Oberhausener Autofahrer gegeben, der mehr als 50 Knöllchen kassiert hatte und dem anschließend der Führerschein entzogen wurde. Überraschend genug: Fast jeder zweite Autofahrer legt gegen sein Knöllchen zunächst einmal Einspruch ein. Das ändert nichts daran, daß die Politessen vermutlich des Stadtkämmerers liebste Kolleginnen sind: 1994 brachten sie 1,8 Millionen DM in den Stadtsäckel, 1985 waren es gerade einmal 350000 DM. Mit Blick auf die anfallenden Personalkosten räumte man im Rathaus Anfang 1992 erstmals ein, daß „sich die Politessen selbst tragen".



Niemand freut sich über ein Knöllchen: Diskussionen mit Parksündern gehören zum Alltag der Politessen

Schon im Februar 1992 beklagte die Stadtverwaltung Wildwestmanieren auf Oberhausens Straßen. Die Räume für den Verkehr wurden immer enger, gleichzeitig stieg die Zahl der Fahrzeuge. Die Bürger wünschten Parkplätze vor ihrer Haustür, an der Arbeitsstätte, vor Behörden und Geschäften. Hinzu kamen die Forderungen von Geschäftsleuten für die Fahrzeuge von Lieferanten und Kunden: „Geparkt wird teilweise rücksichtslos auf Geh- und Radwegen, Behindertenparkplätzen, vor Ausfahrten und in Fußgängerzonen."

Im Bert-Brecht-Haus kannte man offenbar seine Pappenheimer: „Wird der Bürger selbst durch andere Kraftfahrer behindert oder gefährdet, dann ertönt der Ruf nach Polizei und Politessen, ‚die viel zu selten kontrollieren und nicht hart genug durchgreifen'. Selbst Betroffene einer Verwarnung äußern Unverständnis über das kleinliche Vor-

gehen der Überwachungskräfte, ‚die wohl auch sinnvollere Tätigkeiten verrichten könnten'." St. Florian ließ grüßen.

Parkmoral hat sich gebessert

Seinerzeit glaubte die Stadtverwaltung: „Es darf vermutet werden, daß sich die Kraftfahrer auch in Zukunft durchschnittlich nicht disziplinierter verhalten und Verwarnungsgelder in dieser Höhe auch in den nächsten Jahren eingehen." Des Kämmerers Wunschtraum erfüllte sich nicht, tatsächlich gingen die Einnahmen zuletzt zurück. Hoffmann und sein Mitarbeiter Raimund Kerkmann verweisen u.a. auf die gestiegenen Verwarnungsgelder: „Die Parkmoral hat sich erheblich gebessert, viele Autofahrer haben Angst, erwischt zu werden."

Für Monika Klages, Christine Brinkmann und ihre Kolleginnen ändert sich der Alltag deshalb nicht. Zu beklagen ist ein fehlendes Unrechtsbewußtsein bei vielen Autofahrer(inne)n und die sprichwörtliche Mal-eben-Manie bei denjenigen, die gerade Knöllchen kassierten: „Ich mußte mal eben ein Rezept abholen oder einen Verwandten mal eben beim Arzt abliefern." Im Bert-Brecht-Haus kommentiert man das so: „Plötzlich hat dann jeder eine gehbehinderte Schwiegermutter oder ein krankes Kind." Weil das aber in der Regel wenig glaubhaft wirkt, kommt es für die Politessen vor Ort darauf an, sich mit viel Menschenkenntnis und Fingerspitzengefühl auf die oft unvermeidlichen Dialoge mit den Verkehrssündern einzulassen. Vielleicht ein Grund dafür, daß man in Oberhausen ausschließlich Frauen diesen Job zutraut? Die städtischen Ordnungshüter nehmen dabei für sich in Anspruch, im Zweifelsfall schon „mal ein Auge zuzudrücken, eine „Generalamnestie" könne es dagegen nicht geben, auch nicht zur Weihnachtszeit. Zehn Minuten Toleranzzeit wird jedem säumigen Autofahrer zugebilligt, wegen möglicher Wiederholungstäter die Ventilstellung der Reifen vorsichtshalber auch kontrolliert. Hoffmann zu Vorurteilen in der Bevölkerung über den Einsatz der Politessen: „Es gibt keine Heckenschützenmanier und keine Kopfprämien."

Die Damen der Stadt bitten in schwierigen Fällen auch schon mal die Polizei um Amtshilfe

Aber die guten alten Knöllchen-Zeiten werden schon bald vorbei sein. Der städtische Bereich Rechnungsprüfung hat soeben die „mobile Datenerfassung durch die Politessen bereits im Außendienst" angemahnt. Den Einsatz von Handcomputern für Politessen hätte die Stadtverwaltung, so wurde beanstandet, bereits vor Jahren einführen müssen, „da hierdurch deutlich höhere Einnahmen bei gleichzeitigen Personalkosteneinsparungen möglich sind. Außerdem wird der zeitliche Aufwand für das einzelne Bußgeldverfahren erheblich verkürzt." Künftig wird der ertappte Autofahrer wohl nur noch einen Drucker-Abriß an der Windschutz-

Das Motorrad hat auf dem Gehweg nichts zu suchen

Plötzlich hat jeder ein krankes Kind, das schnell zum Arzt muß

scheibe vorfinden. Ein neues städtisches Parkraumbewirtschaftungskonzept ist in der Diskussion, der Einsatz von bis zu 40 städtischen Politessen denkbar – künftig möglicherweise nicht mehr pärchenweise, sondern allein.

Ziegelstein ins Wohnzimmer

Wenn denn die Autofahrer mitspielen und genügend Einsicht zeigen: Einer Oberhausener Politesse wurde ein Ziegelstein ins Wohnzimmer gefeuert; eine andere Kollegin ist von einem aufgebrachten Autofahrer angefahren und verletzt worden. Monika Klages und Christine Brinkmann haben nicht nachgerechnet, welche Strecken sie täglich zurücklegen: „Einen Kilometerzähler hatten wir noch nicht dabei." Daß die Stadt im Umbau ist, erleben sie an ihren Arbeitsplätzen täglich: Da verändern sich auch Park- und Haltverbotszonen und Einbahnstraßenregelungen, müssen sie im wahrsten Sinne des Wortes beweglich sein. Die Autofahrer macht das wohl noch nervöser: Mit der Knolle in der Hand sind viele außer Rand und Band. In der Knigge-Hitliste der Beschimpfungen führt derzeit offenbar das Wort „Geier". (So ein Pech: „Geierin" gibt's im Duden nicht!) Früher waren einmal Bordsteinschwalbe, blöde Kuh und Bullenhure „beliebter".

Ein Wort Gustav Heinemanns über die Polizei gilt wohl auch für die Politesse: „Sie muß da sein, aber am besten ist es, wenn es damit sein Bewenden hat." Tatsächlich baden die Politessen tagtäglich die Sünden einer oftmals verkorksten Stadt- und Verkehrsplanung aus, verzichtbar aber sind sie nicht. Wir brauchen sie für die Kontrolle unserer ach so mobilen Gesellschaft ebenso wie die Kontrolleure in Bus und Bahn. Wir sollten ja nicht vergessen: Wozu ist die Straße da? Zum Marschieren in die weite Welt? Das war einmal. Heute gilt leider: Vor allem zum Fahren, zum schnellen Fahren, und wer zuwiderhandelt, kommt darin um. Es gibt Straßen, auf denen der Mensch als Fußgänger verboten ist und andere, wo die Planer ihn vergessen haben. Und es gibt Bürgersteige, die Autofahrer für sich reklamieren. Anlässe genug für Politessen, hier als Korrektiv einzugreifen. Die Stadt wird dadurch menschlicher, auch wenn Unverbesserliche dafür in die Geldbörse greifen müssen. Fußgänger, Mütter mit Kinderwagen und Behinderte werden davon ein Lied singen können.

Und dennoch: Im September 1989 haben viele gelacht. Da erfuhr die Öffentlichkeit, daß der Stadtverwaltung aufgrund von Lieferschwierigkeiten der Druckerei die Knöllchen-Formulare ausgegangen waren. Der damalige Ordnungsamtsleiter Friedhelm Rebel räumte ein, daß das Verteilen der Knöllchen „in den letzten Tagen etwas gestreckt" worden sei, doch seien die Politessen gleichwohl regelmäßig im Einsatz gewesen und hätten bei schwerwiegenden Verstößen Anzeigen geschrieben.

„Es gibt nichts, was es nicht gibt", sagt Hermann-Josef Hoffmann über die Bandbreite der Beschimpfungen gegenüber Politessen. Das muß aber nicht das letzte Wort sein. Und er lächelt verschmitzt: „Es hat auch schon mal eine Einladung zum Kaffee oder zum Mittagessen gegeben."

PS: Das Knöllchen mit der offiziellen Verwarnungsnummer 613971 habe ich vernichtet. Ich werde nicht zahlen. Ich habe es von den freundlichen städtischen Ordnungshütern als Muster und Arbeitsmaterial für diese Zeilen erhalten. Aber ich war dieses Mal auch zu Fuß am Bert-Brecht-Haus unterwegs. Nur Laufen ist schöner...

EIN SCHIFF WIRD KOMMEN

In Lirich entstand ein Hafen für Sportskipper

MICHAEL SCHMITZ

Verrückte Ideen werden oft an Tischen geboren, an denen auch schon mal gut gespeist und getrunken wird. Schnapsideen wiederum gehen im Regelfall oft unter. Aber Ausnahmen bestätigen die Regel, und so gibt es an der Liricher Schleuse einen Hafen. Während sich Investoren und Stadt seit Jahren mühen, im Projekt Neue Mitte eine Marina zu verankern, wurde sie im Südwesten der Emschermetropole längst ans Ufer des Rhein-Herne-Kanals gespült. „Hafen Oberhausen", ein Projekt, aus der Taufe gehoben von einigen Skippern, die irgendwie auf positivste Weise verrückt sind.

Über die Gastronomische Meile Oberhausen sind schon viele Loblieder gesungen worden. Keines aber, von den anspruchsvollen Präsentationen der Küchenkunst abgesehen, hat eine solche Berechtigung wie das auf die Runde von erfahrenen Bootsführern, die vor gut drei Jahren beim Schmausen und Zechen feststellten: „In Oberhausen fehlt ein Hafen, wir bauen einen." Heinz und Ingrid Brieden, mit ihrem Boot bis dahin in Holland beheimatet, waren „Feuer und Flamme" für das wässrige Vorhaben, Walter Kurowski, der immer noch durch krisengeschüttelte kroatische Gewässer skippert, saß dabei, irgendwie war's ein Kreis um die seetauglichen Mütter und Väter des K 14, der meinte, daß man(n)/frau das, was andere hochtrabend planen, schon lange könne.

Schon am 20. Oktober 1991 hatte im K 14 die Gründungsversammlung für den Verein „Hafen e.V. Oberhausen" stattgefunden. Die Briedens und Kuro waren schon damals dabei, auch der Oberhausener Mastbauer Wilfried Müller, mit dessen Masten sogar durch arktische Meere gesegelt wird, Heinz Wagner, spiritus rector des alternativen Hinterhof-Hoppedizes, machte mit, auch der Oberhausener Architekt und Stadtplaner Uli Dratz nebst Ehefrau Inge, Stadtverordnete der SPD. Seinerzeit waren gerade die Pläne für die Neue Mitte Oberhausen bekannt geworden, einschließlich einer Marina mit Yachthafen, die dort entstehen sollte. Die „alternativen" Hafenbauer gaben „Volle Kraft voraus". Anfang 1992 wurde der Verein im Vereinsregister eingetragen. Zweck des Vereines ist es seither, die Öffentlichkeit für den Wassersport zu interessieren und Wassersportaktivitäten auf dem Rhein-Herne-Kanal auszuüben.

Uli Dratz arbeitete an Plänen für einen Hafen in Lirich, Vorgespräche mit dem Wasser- und Schiffahrtsamt in Meiderich wurden geführt, das keine Bedenken sah, im Bereich der Schleusenanlage Lirich eine kleine Bootssteganlage für zunächst 20 Boote zu errichten. Schon im Frühjahr 1993 gab man in Duisburg grünes Licht, bewilligte gar 40 Steiger, bei der Stadt Oberhausen wurden die entsprechenden Bauanträge gestellt, die Bezirksvertretung Alt-Oberhausen war „Feuer und Flamme" für die Pläne der Wasserfrauen und -männer.

Ein erstes sichtbares Zeichen für den künftigen Liricher Hafen tauchte am 31. August 1993 an der Schleuse auf, eine Barkasse, ein uralter Pott, den die Truppe in Berlin geangelt hatte. Dort war die Barkasse gelandet, nachdem sie in den Vierziger Jahren auf der Nordsee zum Verlegen von Bojen eingesetzt war. Bei 8,50 m Länge und 2,20 m Breite allerdings war der Platz für die Besatzung viel zu eng, folgerichtig wurden selbst die gestandenen Mariner ständig seekrank. Das Schiff kam zur Radarvermessung nach Koblenz, wurde anschließend in Berlin in universitäre Dienste gestellt. Dort wurde es 1993 ausgemustert. Die Liricher Hafengesellschaft enterte den Kahn für

Schmucke Yachten liegen in Lirich

750 DM, ein Preis, der selbst für die alte Kiste eher Symbolcharakter hatte. Aber der Bruder eines Vereinsmitgliedes arbeitete an der Technischen Universität in Berlin. Und dort forschte ein „Prof." im Bereich „Schiffsantriebe" mit dem Pott. Heinz Brieden und der Vereinsvorsitzende Wilfried Müller zogen ihn eine Woche lang von der Hauptstadt in Richtung Ruhrgebiet.

Riesig war der Jubel am frühen Nachmittag des 31. Juli 1993, als die Barkasse kurz nach 14 Uhr um die letzte Krümmung des Rhein-Herne-Kanals vor der Liricher Schleuse bog. Wie ein Papierschiffchen nahm sich der Kahn aus der Ferne auf den mächtigen Kanalwogen aus, aber ein vielstimmiger Begrüßungschor sang, von der unermüdlichen Friedenskämpferin Fasia Jansen am Akkordeon begleitet, dennoch kraftvoll „Ein Schiff wird kommen". Dann hing der Winzling am Steg.

Heinz Wagner ließ die Vereinsgeschichte kurz Revue passieren. Acht finstere Gesellen seien es seinerzeit gewesen, die sich im K 14 das Ziel gesetzt hatten: „Ein Hafen für unsere emscherumtoste Heimatstadt. Vor einigen Jahren war es noch das Ziel unserer Städteplaner: Niemand braucht mehr als sieben Kilometer bis zur nächsten Autobahnauffahrt. Wir setzen dem entgegen: Keiner braucht mehr als sieben Kilometer bis zum nächsten Hafen."

Weiter ulkend bezeichnete Wagner, einst Mitregent über den leider an der Düppelstraße nicht mehr existierenden Szenetreff „Wein und delikat", die Ankunft des Vereinsschiffes als einen wichtigen Seemeilenstein. Das Ergebnis der einwöchigen Aussteigerodyssee von Brieden und Müller sei ein deutlich sichtbarer Fortschritt für die maritime Entwicklung Oberhausens. Das Schiff werde künftig vielen Menschen die Schönheiten des Ruhrgebietes aus der Sicht seiner Wasserstraßen eröffnen, auch als Übungsschiff für Skipper dienen.

Eine Sektflasche knallte gegen den Bug, das Schiff wurde auf den Namen „Fasia" getauft. Zur Namenspatronin meinte Wagner: „Für eingefleischte Skipper, die auch politisch Backbord und Steuerbord auseinanderhalten können, sind Schiff und Person vielfältig miteinander verknüpft. Das Schiff ist 1947, unmittelbar nach dem Ende des Faschismus, gebaut worden. Damals hat Fasia für Touristen auf den Barkassen im Hamburger Hafen Schlager, Volkslieder und Shantys gespielt."

Auch der erste Einsatz des Bootes auf der Nordsee sei vergleichbar. Mit politischen Liedern habe Fasia damals begonnen, Wegweiser zu setzen, Markierungen, die wie Bojen auch bei rauhester See nicht abtreiben und auf Untiefen und Gefahrenstellen hinweisen. Später habe das Schiff in seiner aktivsten Zeit auf dem Rhein als Radarvermesser Untiefen ausgelotet: „Fasia ist eine Radarvermesserin der Humanität, die sehr genau die Probleme und Sorgen auch der Minderheit in die-

Das Namensschild an der Liricher Hafen-Barkasse

Plausch an Deck der „Ingrid": Heinz Brieden (l.) genießt mit Freunden einen sonnigen Nachmittag

sem Land aufzeigt." Und so ließ es Fasia sich natürlich nicht nehmen, zur Jungfernfahrt der Barkasse als Liricher Hafenboot an Bord zu gehen, obwohl sie gar nicht schwimmen kann.

Beobachter des Begrüßungsfestes für das Hafenboot aber glaubten in dem Augenblick immer noch an einen verspäteten Aprilscherz, ein Boot, das mochte ja noch angehen, aber ein Hafen? Zwar hatten Vereinsmitglieder schon kräftig für Pläne und Anträge in die Taschen gegriffen, weil die bis dahin noch schmale Vereinskasse dafür bei weitem nicht hätte reichen können, aber ein richtiger kleiner Hafen, das erforderte ja schon andere Investitionen. Die spinnen hier wohl ihr Seemannsgarn.

Fast auf den Tag genau ein Jahr später allerdings wurden die Skeptiker und Spötter eines Besseren belehrt. Der Chronist wurde am 8. Juli 1994 an die Schleuse gebeten. Und er staunte über einen funkelnagelneuen Anlegesteg, der binnen einhalb Wochen gebaut worden war. 70000 DM waren bis dahin schon investiert worden, das Fundament für den geplanten Ausbau eingeschlossen. Denn zunächst einmal konnten acht Boote festmachen, aber die Dalben für insgesamt 30 Plätze und den 80 Meter langen Längssteiger waren schon gesetzt. Und vom Wasser- und Schiffahrtsamt hatte der Verein gar eine Option für 50 Plätze erteilt bekommen. Vier Liegeplätze waren schon vergeben, erneuter Grund für eine Feier, diesmal im Hafenlokal „Zum Anker", wo auch die zur Genehmigung der Anlage erforderlichen Stellplätze und sanitären Anlagen zur Verfügung gestellt wurden.

Wenige Tage später waren die ersten Liegeplätze mit Strom und Wasser versorgt. Alles wurde ohne öffentliche Mittel finanziert, darauf ist der Verein noch heute stolz, man habe großzügige Gönner gefunden, „darunter sogar Leute, die nicht einmal ein eigenes Boot haben". Und die blieben bei der Stange, denn auf rund 140000 DM wurden damals die Kosten für den Hafen in den geplanten Dimensionen geschätzt.

Also ging es im Frühjahr 1995 mit dem Ausbau zügig weiter, und bis zum nächsten Erfolgserlebnis war wieder gerade mal ein knappes Jahr vergangen. Am 8. Juli 1995 saß der Chronist an Deck der „Ingrid", ließ sich ein leckeres „Köpi" und einen eiskalten Korn schmecken, und blickte verdattert auf den Anlegesteg herab. Denn der war von 24 auf nunmehr stattliche 66 Meter Länge gewachsen, der Verein konnte 18 Anlegeplätze bieten und eigentlich nicht mehr bieten, denn die waren längst ausgebucht, bevor sie vollends ausgerüstet waren. Mittlerweile gibt es eine Warteliste. 17 Boote liegen fest dort, und der Verein wollte ja auch den einen oder anderen Platz für Skipper bereithalten, die auf großer Fahrt in Lirich „übernachten" wollen. Daher soll 1996 die nächste Erweiterung in Angriff genommen werden.

Ein Blick auf den 66 Meter langen Steg des Hafens an der Liricher Schleuse

Der Verein war inzwischen auf rund 20 Mitglieder angewachsen, schmucke Motorboote hingen an den Querstegen, auch ein paar ältere Exemplare, an denen fleißig restauriert und renoviert wurde. 65000 DM wurden in die Erweiterung investiert, die Preise für die Plätze oder fürs Anlegen über Nacht sind so festgesetzt, daß sich die „Investition irgendwann plus-minus-null trägt", so „Hafenmeister" Heinz Brieden: „Wir wollen hier ja keine Gewinne erwirtschaften."

Seit dem Sommer machen immer wieder Boote, auch Segler, fest, die aus dem Norden kommen, vor allem aus Skandinavien. Denn gerade die „Nordlichter" nutzen den Rhein-Herne-Kanal, seit er vor gut drei Jahren auch für Sportboote freigegeben wurde. Heinz Brieden, der immer noch überrascht ist, wie schnell der Verein für den Hafen alle Genehmigungen zusammen hatte: „Die Nordländer machen hier gerne Halt, bevor sie auf den Rhein gehen. Und wenn sie zurückkommen, ist das genauso. In diesem Jahr hatten wir schon unheimlich viele Gastlieger, die meinten nur: ‚Donnerwetter, was für ein schöner Hafen'."

Einmal machte ein Boot fest: „Clochard 4". Ein Skipper mit seiner Frau kam von der mecklenburgischen Seenplatte. Heinz Brieden war von den Socken: „Marko Feldgen. Den kannte ich seit 1954. Der war früher auch Bootsrennfahrer. Ich lebte damals in Köln und er hatte mit seinem Freund, dem Sohn des luxemburgischen Gesandten, 1954 sein erstes Polyesterboot gebaut."

Unterrichtet wird, vom Liricher Hafen ausgehend, auch, der Hafenverein hat eine „Ehe" mit dem Segelsportverein der Babcöcker geschlossen. Erst Anfang November 1995 wurden binnen einer Woche vier Schüler „Kapitäne". Für Heinz Brieden ist der Hafen als echtes „Liricher Kind" – Wilfried Müller als Hauptantreiber der Hafentruppe ist gebürtiger Liricher und wollte immer, daß da ein Hafen hinkommt – eine Bereicherung der Lebensqualität: „Auch Rentner sollen hier an ihrem Boot basteln können und nicht mehr bis nach Holland fahren müssen. Ich bin ja selbst froh darüber, daß ich nicht mehr so weit brauche. Häfen für Sportskipper müßten hier so selbstverständlich sein wie in Holland. Durch Oberhausen läuft doch nicht einfach nur eine Wasserader für die Profis."

Deswegen sind die Leute vom Liricher Hafen auch wenig glücklich über die Schleusenöffnungszeiten. Sonntags (da werden die Schleusen bislang um 14 Uhr geschlossen) noch mal zwei, drei Stunden am Spätnachmittag und frühen Abend, die wären schon vonnöten, sonst komme man nicht mehr heim. Brieden: „Bis nach Kuba oder den USA habe ich zwei Schleusen, von Lirich bis nach Meiderich sind es fünf. Wenn ich das Bermuda-Dreieck bis nach Wesel und wieder zurück fahre, sind es, glaube ich, elf." Und die Wartezeiten an den Schleusen sind oft nicht von Pappe.

Die fröhliche Runde von der Gastronomischen Meile 1992 hat ohne Zweifel auf dem Rhein-Herne-Kanal eine Lücke geschlossen, zumindest um ein gutes Stück, der Bedarf ist noch groß. Denn zwischen Gelsenkirchen und Duisburg gibt es auf dem Rhein-Herne-Kanal keine andere Möglichkeit, zu „parken". Und ob professionelle Investoren zustandebringen, was die „alternativen" schon geleistet haben, dahinter mag noch ein großes Fragezeichen stehen. Denn Geld macht noch nicht alles, Ideen, Mut und Engagement müssen dasein, und wenn das alles nur vom guten Speisen und Trinken ausgeht. Aber am Tresen, der in diesem Fall ein Tisch war, werden ja bekanntlich die verrücktesten Kisten geboren. Ahoi!

NÄRRISCHE WAHRHEITEN UND WEISHEITEN

Ritter des Eulenordens mit zwanzigjähriger Tradition

MICHAEL SCHMITZ

„O wieviel neue Feinde der Wahrheit? Mir blutet die Seele, seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt", heißt es bei Schiller. Schopenhauer philosophierte dereinst: „Orden sind Wechselbriefe, gezogen auf die öffentliche Meinung." Nun hieße es, Eulen nach Athen zu tragen, wolle man behaupten, daß eines dieser beiden Zitate auf die vielleicht begehrteste Auszeichnung anzuwenden ist, auf den Eulenorden, den das Ordenskapitel „Närrische Weisheit" seit 1963 an Persönlichkeiten verleiht, die sich in besonderem Maße um das gesellschaftliche und da nicht nur das karnevalistische Leben in Oberhausen verdient gemacht haben. Und es kann auch nicht angehen, daß die Eule in einer ihren Symboleigenschaften als Unglücksbringer Pate gestanden hat für den aus der Narretei geborenen Orden. Gehen wir einfach davon aus, daß Friedrich Wilhelm Maaßen, seinerzeit Stadtprinz des Großen Oberhausener Karnevals, den Orden kreiert und gestiftet hat, weil ihm die Eule als Inbegriff der Weisheit, in diesem Fall war sicherlich die närrische gemeint, sozusagen in den Sinn geflogen war.

Und so sei die Erinnerung wachgerufen, an jenen 25. Januar 1976, als in der „Ruhrland"-Nase erstmals ein Gottesdiener mit dem Eulenorden ausgezeichnet wurde, Wilhelm Knappmann, seinerzeit Stadtdechant von Oberhausen, ein Schlitzohr im Gewand des Priesters, Eroberer, Erbauer, Beschützer. Und mit einem schon gestandenen Ordensritter, dem nicht minder legendären Philosophen vom Altmarkt, dem Gastwirt Karl Fritz, lauschten wir der Rede des frommen Mannes. Und der „Don Camillo von Oberhausen", der Jahre zuvor meinen christdemokratischen Vater, obwohl beide Bundesbrüder der Christlichen Studentenvereinigung waren, mit den sozialdemokratischen Genossen geleimt hatte, als es um den Bau eines Schwesternwohnheimes für das Marien-Hospital ging, jener Don Camillo wählte die Versform:

„Ich hörte die Laudatio / und mußte herzlich lachen. / Das ist schließlich das A und O, / bei solchen närrischen Sachen. / Da ich drauf Antwort geben muß, / ich finde es zwar schwierig, / so hoffe ich zum guten Schluß, / zu hören Sie begierig, / was ein Pastor / in diesem Chor / der heiteren Kollegen, / nach welchem Schema / zu diesem Thema / er reden / will; deswegen / so fang ich mit der Bibel an, / da steh' ich auf festem Boden, / wie im Gebirg' der Wandersmann / mit Krückstock im grünen Loden. / Des Menschen Weisheit Torheit sei, / so steht es eins Korinther; / erst unverständlich, doch einerlei, / mit den Jahren kommt man dahinter, / daß Tor und Weiser eng verwandt, / ja, daß im gleichen Herzen / einträchtig sie gehen durch das Land. / Und wollte man ausmerzen / die Torheit es wär' um die Weisheit gescheh'n, / zusammen nur können sie leben. / Sie sind als ein und dasselbe Leh'n / auf Erden den Menschen gegeben."

Und dann lieferte mein einstiger Meßdienervater die Begründung ganz biblisch: „Der heilige Franziskus, der fröhliche Bettler Gottes, kannte den Zusammenhang von Weisheit und Torheit, dieser sympathische Heilige rettete damals durch seine Lebensart Kirche und Welt, aus der Erkenntnis: Der Herr will, daß ich ein neuer Narr in der Welt sein soll."

Und als die Rede des Wilhelm Knappmann, auf die noch zurückzukommen sein wird, beendet war, fragte mich der Philosoph vom Altmarkt, ob seiner beißenden Kommentare allseits gefürchtet: „Michael, wieviel Prozent in diesem Kreis haben die Rede verstanden?" Als

junger Schnösel, auch nicht unbedingt geplagt von Ehrfurcht, vor der durchlauchtigst närrischen Obrigkeit, zeigte ich einem meiner damaligen Stammwirte die fünf Finger meiner linken Hand. Karl konterte: „Übertrieben." Die damals Anwesenden mögen das Zusammenspiel von jugendlichem Leicht- und altersbedingtem Starrsinn verzeihen.

Zurück zur Geschichte des Eulenordens. Friedrich Wilhelm Maaßen, seinerzeit eher schwarz, später zur Farbe „Grün" mutiert, war als Karnevalsprinz der Session 1962/63 der erste Narrenregent, der auf der Bühne der soeben eröffneten Stadthalle gekürt werden konnte, die seit Jahren den Namen der unvergessenen Oberbürgermeisterin Luise Albertz trägt, die übrigens nie mit dem Eulenorden ausgezeichnet wurde, weil sich das Ordenskapitel fast zwei Jahrzehnte lang als reine Männergesellschaft empfand. Maaßen lud damals erstmals zum seither traditionellen Prinzenempfang ins „Ruhrland" ein, und bei diesem Anlaß erlebte auch die Verleihung des von ihm gestifteten Eulenordens „Närrische Weisheit" ihre Premiere. Ex-GHH-Generaldirektor Hermann Reusch und der Oberhausener Kaufmann Louis Brand waren die ersten Ordensritter.

Die damalige Satzung für die höchste Auszeichnung im Oberhausener Karneval sah höchstens zwei Verleihungen pro Session vor. Alle Bürger sollten infragekommen, „die sich in besonderer Weise um die gesellschaftliche Struktur Oberhausens verdient gemacht haben". Über die neuen Ordensritter bestimmte das Ordenskapitel, dem alle Eulenordenträger angehörten.

An der Satzung hat sich bis heute wenig geändert. Die Verdienste um die gesellschaftliche Struktur unserer Stadt wurden knapp zehn Jahre später mal um die Verdienste auch um Groß-Oberhausener Karneval ausgeweitet, und vor wenigen Jahren wurde die Satzung auch dahingehend geändert, daß die Eulenordensträger nicht unbedingt in Oberhausen wohnen müssen. Erster Präsident des Ordenskapitels „Närrische Weisheit" war Walter Buhrow.

In dessen „Amtszeit" fielen wichtige Beschlüsse des Ordenskapitels. So wurden die Unterstützung des Oberhausener Prinzen für die Durchführung des Prinzenempfangs, die Prämiierung des Karnevalswagens, der im großen Karnevalszug am originellsten ein Oberhausener Lokalthema närrisch darstellt (seit 1982 heißt er „Walter-

Verleihung des Eulenordens 1994 im Mittelsaal der Luise-Albertz-Halle

Buhrow-Preis", inzwischen gibt's darüber hinaus noch einen Förderpreis für freie, bürgerschaftliche Zugteilnehmer), die Durchführung eigener Veranstaltungen für die Mitglieder des Eulenordens und eine jährliche Spende von drei Zentnern Bonbons für das Kinderprinzenpaar festgelegt.

Nach dem Tod von Buhrow wurde Karl-Heinz Wolff Präsident des Ordenskapitels, seit 1993 führt Walter Paßgang die Ordensritter. Unter seinem Dirigat wurden weitere Neuerungen eingeführt, inzwischen wird auch das große Garden-Tanzturnier des Hauptausschusses Groß-Oberhausener Karneval unterstützt. Nicht ganz zu Unrecht empfand

Paßgang die Ordensverleihungen zuvor als immer etwas langatmig angesichts der langen Reden und der zumeist steifen, wenig humorvollen Atmosphäre. Also regte er an; den Prinzenempfang, der aus räumlichen Gründen seit einigen Jahren in der Luise-Albertz-Halle stattfindet, durch ein unterhaltsames, nicht ausschließlich karnevalistisches Programm aufzulockern, was seither mit besten Auswirkungen auf die Stimmung auch gemacht wird.

Außerdem gibt es auf Paßgangs Initiative weit mehr auch gesellige Fahrten der Ordensritter übers Jahr hinweg, kulturhistorische und karnevalistisch-historische Stätten werden besucht. Die Ordensritter waren in der Glockengießerei zu Gescher und auf der Gelsenkirchener Trabrennbahn, waren beim WDR und hielten Einzug beim Festkomitee des Kölner Karnevals und anschließend im Hennesken-Theater, besuchten eine Golfcourt-Anlage. Bei den närrischen Freunden in Köln bewunderten sie deren tolles Archiv und riesigen Fundus.

Da will Paßgang auch in Oberhausen neues auf den Weg bringen. Ohnehin wird unter Paßgangs Präsidentenschaft das gesellige Zusammensein der Ordensritter stärker gefördert. Im Sommer gibt es regelmäßig ein Treffen mit den Frauen in der Kleingartenanlage Schönefeld. Da erweist sich dann traditionell Ordensbruder Hans Krämer als Meisterkoch. Zauberer oder Jazzformationen sorgen für kulturelle Unterhaltung. Und da nimmt man auch schon mal die Oberhausener Herrensitzung aufs Korn, die nach Paßgangs Ansicht durchaus zu verbessern wäre.

Daß der Sturm aufs Oberhausener Rathaus ab 1996 nicht mehr am Freitag, sondern am Donnerstag vor

Walter Paßgang verliest die Urkunde für einen neuen Ordensritter, rechts sein inzwischen verstorbener Vorgänger als Präsident, Karl-Heinz Wolff

Hildegard Matthäus wurde 1990 1. Rittersfrau im Ordenskapitel

den drei tollen Tagen unternommen wird, ist ebenfalls vom Ordenskapitel mitinitiiert worden. Im Frühjahr trifft sich das Ordenskapitel regelmäßig zur Arbeitssitzung nach dem Karneval, wo gesellschaftliche Themen, auch gesellschaftspolitische, besprochen werden, die Jahressitzung ist traditionell im November, vor dem 11. im 11., da geht es um vereinsinterne Dinge, aber auch die Wahl der neuen Ordensritter.

Deren Reihe ist bis heute eine illu-

Die Vorderseite des Eulenordens

stre. Ohne noch lebende oder schon verstorbene Persönlichkeiten brüskieren zu wollen, die jetzt keine Nennung erfahren, eine kleine Auswahl der Eulenordenträger, an deren Spitze der Älteste im Karneval heute immer noch anzutreffende Ritter gehört: Eduard Kleinöder, im September 1995 erst 96 geworden. Aber auch der ebenso verdienstvolle wie schwierige RWO-Präses Peter Maaßen, sein Sohn Friedrich Wilhelm, der Zahnarzt „Küsskes Jupp" (Feser), Karl Fritz, die früheren Bürgermeister Franz Sörries, Fritz Eickelen und Berni Oesterschlink, die Sparkassendirektoren Heinz-Martin Peters und Wolfgang Flesch, der einst hyperagile Karnevalist Kurt Schöndeling, Ex-Kreishandwerksmeister Ewald Weber und sein Nachfolger Werner Geese, der frühere städtische Beigeordnete Hugo Baum, Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond und Finanzminister Heinz Schleußer sind unter den Geehrten.

Ärzte und Vertreter aus Industrie, Handwerk und Handel kennt die Namensliste der Rittersleut', Gastronomen, Polizeipräsidenten, Feuerwehrchefs und natürlich Funktionäre des Groß-Oberhausener Karnevals wie Hermann Kuß oder Hans Bruckschen. Bis einschließlich 1989 wehrte sich das Ordenskapitel energisch gegen eine Frau in erlauchter Runde. Da immer geheim abgestimmt wurde, wußte aber niemand, warum ein oder zwei Jahre zuvor die vorgeschlagene CDU-Landtagsabgeordnete und bundesweit anerkannte Kulturpolitikerin Hildegard Matthäus bei der Wahl durchgefallen war, obwohl mir mehr als die Hälfte der bei der Abstimmung anwesenden Ordensritter versicherten, für die anerkannte Närrin gestimmt zu haben.

1990 platzte der Knoten, erstmals wurde der in Medaillenform geprägte, goldfarbene Orden, der auf der Vorderseite das Sinnbild der närrischen Weisheit, die Eule, mit dem Stadtwappen trägt und an einem weiß-roten Band baumelt, einer Frau um den Hals gelegt, eben jener Hildegard Matthäus. Sie übrigens konnte sich glücklich schätzen, daß, einer guten Tradition folgend, ein Ordensritter des Vorjahres die Laudatio auf die erste Rittersfrau hielt, der Berni Oesterschlink hieß. Denn während Berni seine langjährige Ratskollegin von der anderen Fraktion beinahe liebevoll besang, gelang dies dem ehemaligen CDU-Stadtverordneten Ernst Creamer weniger glücklich, der Heinz Schleußer zu würdigen hatte. Angesichts des Geburtstages des Finanzministers, 20. April, bescheinigte Craemer seinem neuen Rittersfreund „Führerqualitäten". Den Gästen in der „Ruhrland"-Nase stockte der Atem, der so „Gewürdigte" erlitt den ungewollten Fauxpas mit Humor.

Er hielt es mit der Eule als Symbol der Weisheit. Und damit sei noch einmal Wilhelm Knappmann zitiert, der „Don Camillo von Oberhausen": „Da sind wir nun beim Thema Eule. Ich muß ein Geständnis ablegen: Zu den Eulen habe ich überhaupt kein Verhältnis. Allerdings mit allen anderen Vögeln habe ich in meinem Leben viel zu tun gehabt. Ich war nämlich 20 Jahre Pastor in Köln-Vogelsang. Dort waren alle Straßen nach Vogelnamen benannt." In Vogelsang gab es allerlei komische Vögel, nicht nur Singvögel, wir hatten Raubvögel, Sumpfvögel, Spottvögel, Spaßvögel und Windvögel, nur keine Eulen. Jetzt hab ich's gemerkt: Also die Eulen haben mir noch in meinem Leben gefehlt. Diesem Mangel hat das verehrliche Ordenskapitel abgeholfen. Jede Vollkommenheit ist schön. Dem Ordenskapitel sei für diese Verschönerung nochmals gedankt. Aber bei niemandem möge Neid aufkommen. Das Motto der Vogelsänger kann jeden trösten: „Ein Jeder hat der Vögel einen, und zwei, wer meint, er hätte keinen". Helau.

GLÜCK AUF DER STEIGER KOMMT

Oberhausener Chöre im Wandel der Zeit

Oberhausen wandelt sich.

Überall ist dieser Tage in unserer Stadt der vielbeschriebene „strukturelle Wandel" zu spüren. Nun wird er auch „besungen" von den Oberhausener Chören, die zusammen mit der Stadtsparkasse die CD *„Oberhausener Chöre – Im Wandel der Zeit"* zusammengestellt haben.

Vierzehn Chöre waren an dem Projekt beteiligt, haben sich inspirieren lassen, eine ganz eigene Sicht ihrer Stadt zum Klingen zu bringen.

Grundgedanke und roter Faden der Platte ist die Gegenüberstellung Oberhausener Themen – auf musikalische Weise.

Von der Renaissance zur Moderne reicht das Spektrum der 21 Chorstücke. Da wird der Hörer musikalisch in die Blütezeit der historischen Baudenkmäler Kastell Holten und Burg Vondern versetzt, in denen es sicherlich vor 400 Jahren ausschweifende Feiern gegeben hat, bei denen zu vorgerückter Stunde die lebensfrohen „hellen Tage" besungen wurden. Lieder wie „Wir lieben sehr im Herzen ..." bekunden die Liebe zur Musik wie zum Wein, und natürlich kommt auch die Liebe zum Weibe mit Orlando di Lassos Liebeslied „Motona mia cara" nicht zu kurz.

Ein großer Zeitsprung versetzt in die Zeit der Industrialisierung: „Glück auf, der Steiger kommt" tönt es zur ersten Blütezeit Oberhausens im ganzen Ruhrgebiet. Der Pütt bringt Arbeit und Brot – aber auch tödliche Gefahr: „Beschützt uns auf unserer gefährlichen Bahn" heißt es in einem Bergmannslied.

Den Tageslauf zeichnen die Chorlieder „Es tagt der Sonne Morgenstrahl" und „O, du stille Zeit" nach, im Sterkrader „Haidelied" und in „Mein Königshardt" klingt die besondere Erdverbundenheit der Oberhausener Nordlichter an, Chorwerke aus Oper und Operette sind Ausdruck des kulturellen Lebens in der Stadt mit dem schrägen *O*.

Das „Epitaph for Moonlight", aufgenommen im Gasometer, verbindet durch die eigenwillige Instrumentierung und die besondere Akustik Stimmen mit Metallgeräuschen. Der Gasometer wird mit seiner industriellen Vergangenheit und der neuen, kulturellen Nutzung zum Wahrzeichen für die Neuorientierung Oberhausens.

Ein Teil der mehr als 500 Sängerinnen und Sänger betrat mit diesem gewaltigen Projekt Neuland.

Wolfgang Flesch, Vorstandsvorsitzender der Stadtsparkasse, lobte für die Sparkasse die gute Zusammenarbeit mit dem Sängerkreisvorsitzenden Horst Küpper, der sich in rührender Weise um die Koordination des Mammutprojektes verdient gemacht hat.

Er zeichnet mitverantwortlich für die Auswahl der Stücke, weiß von den Schwierigkeiten bei der Suche nach vertonter Oberhausener Literatur zu berichten. Aufnahmeleiter Rainer Stemmermann von den VOCALAND-Studios wußte von zahlreichen Widrigkeiten an den zehn Aufnahmetagen zu berichten: „Spannend war's", so sein Kommentar. Noch am Freitagabend wurden die letzten Aufnahmen in der Christuskirche gemacht, schon ab Mittwoch begann der Verkauf. Stemmermann ist stolz auf die kurze Produktionszeit.

Neben Christuskirche und Gasometer hebt er besonders die Luise-Albertz-Halle als Aufnahmeort hervor. „Hervorragende Akustik", so sein Urteil, auch wenn sein geschultes Ohr ein „Knacken im Boden" ausgemacht haben will.

Restbestände der CD sind noch in der Informationsabteilung der Stadtsparkasse zu erhalten. Der Erlös kommt den beteiligten Chören und dem Sängerkreis Oberhausen zugute.

Stellten die CD vor (von links:) Rainer Stemmermann, Horst Küpper und Wolfgang Flesch. NRZ-Foto Oertel

BLICK ZURÜCK AUF 1995

HELMUT KAWOHL

Die Großbaustelle CentrO. in der Neuen Mitte wächst und wächst, der Gasometer hat sich nach dem grandiosen Wiederholungserfolg der Ausstellung „Feuer & Flamme" als Wahrzeichen von Oberhausen etabliert, die ersten Straßenbahnschienen sind zu sehen und die Neugestaltung der Marktstraße sowie der Innenstadt von Sterkrade machten Fortschritte. Es war in erster Linie der Umbau der Stadt, der 1995 die Schlagzeilen in Oberhausen bestimmte – nicht zuletzt beim geplanten Dach für die Marktstraße.

Vor dem Hintergrund einer finanziell äußerst angespannten Haushaltssituation der Stadt sorgten aber auch Themen wie die Neuorganisation der Verwaltung und die beschlossene Beteiligung der Deutschen Babcock AG an den Wirtschaftsbetrieben Oberhausen für Diskussionen. Sportlich durften wir uns 1995 über die Aufstiege der Basketball-Damen und der RWO-Fußballer sowie über die Deutsche Vize-Meisterschaft der OTHC-Tennis-Cracks freuen.

Werfen wir einen Blick zurück auf das Jahr 1995 in Oberhausen.

Nach 186 Jahren: Das Postamt verliert seine Eigenständigkeit

„Von Callot bis Loriot": Meisterwerke der Karikatur im Schloß

DEZEMBER '94/JANUAR

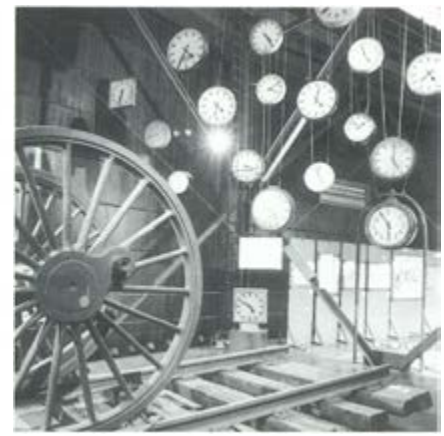
Trend-Möbel baut Verwaltungsgebäude im Lipperfeld · Warnstreik im öffentlichen Nahverkehr · Möbelhaus Heck investiert 10 Mio. DM in Erweiterung · Bürgerbefragung: 97 vH halten die Neue Mitte für gut oder sehr gut · Rheinisches Industriemuseum erhält Dampflokomotive aus dem Jahre 1941 · Rat beschließt höhere Steuern und Gebühren · Durchbruch beim Bahnhofstunnel · Firma Wolters Hydraulik meldet Konkurs an · Künstler Heinrich Kasan stirbt 74jährig · Spatenstich für ersten Betriebskindergarten im Lipperfeld · „Kelly Family" begeistert im Music Circus Ruhr · 38jähriger ersticht seinen Freund · Straßenbahnbau macht Mülheimer Straße zur Einbahnstraße · Friedensdorf holt erneut verletzte Kinder aus Angola · Modernste Rückstands-Verbrennungsanlage der MAN GHH geht in Dormagen in Betrieb · Karl-Broermann-Realschule wird in „Anne-Frank-Realschule" umbenannt · Geheimnisvolle Beben beunruhigen Schmachtendorfer Bürger · Loch im Stadtsäckel wird größer · Nach 186 Jahren ist Schluß für das „Postamt" Oberhausen ·

FEBRUAR

Oberhausener Kaufmann in Potsdam erschossen aufgefunden · Wechsel an der Spitze der IHK: Rolf H. Nienaber löst Dr. Thoma ab · Feuer verwüstet Autolackiererei in Osterfeld · Neue Anlage von Thyssen Stahl spürt auch Atomschrott auf · Friedhelm Nangast gibt Amt als Vorsitzender des Förderkreises Leistungs- und Spitzensport an Wolfgang Grotthaus ab · Bergleute wollen für ihre Existenz kämpfen · „Star Club" in neuem Domizil an der Mülheimer Straße · MAN GHH und Babcock bauen Gasturbine zur Versorgung der Neuen Mitte mit Energie · Pläne für 120 Mio. DM-Projekt „Technorama" auf ehemaligem Zechengelände in Osterfeld präsentiert · Prinz Josef I. (Loege) und die Narren stürmen Polizei, Amtsgericht, Finanzamt und Rathaus · Oberhausen gilt als starkes Vorbild im Schulsport · 130.000 beim großen Karnevalszug in der City · Karikaturen-Ausstellung in der Städtischen Galerie · Propst Karl Wehling seit 40 Jahren Priester · Freches Werbeplakat vergleicht Gasometer mit Brandenburger Tor und Pariser Eiffelturm ·

Zurück auf dem Altmarkt: Der Friedensengel

Museum unter Denkmalschutz: Mühle Baumeister in Biefang



„Feuer & Flamme" im Gasometer: Erfolgsausstellung wird wiederholt

März

Hoechst-Werk Ruhrchemie nimmt neue Abwasserreinigungsanlage in Betrieb · Theater am Ebertplatz überzeugt in Luxemburg mit deutschsprachiger Erstaufführung von Neil Simons Komödie „Jakes Frauen" · CentrO. eröffnet Ausstellungspavillon und Coca Cola Diner-Waggon auf dem Neue Mitte-Gelände · Tennis-Spieler des OTHC bei Sportlerehrung zur Mannschaft des Jahres '94 gekürt · Michael Groschek neuer Aufsichtsratsvorsitzender der Grundstücks-Entwicklungsgesellschaft Oberhausen (GEG) · Schwimmer kämpfen für Erhalt der Hallenbäder · Stahlwerk Oberhausen meldet gute Auslastung · Ex-Eiskunstlaufstar Norbert Schramm managt die Arena in der Neuen Mitte · Rat beschließt Volksbefragung zur Verkehrspolitik · Personalrat zieht mit beim „Rathaus ohne Ämter" · 25.000 ausländische Mitbürger wählen ihren Ausländerbeirat · Contilack-Basketballdamen schaffen die Rückkehr in die Bundesliga · 120 Jahre alter „Viktoria"-Engel kehrt nach Restaurierung auf die Siegessäule am Altmarkt zurück · Polizei zerschlägt Dealerring ·

April

Margarethe Köhler, älteste Mitbürgerin, stirbt im Alter von 106 Jahren · Umweltminister Matthiesen setzt hochmoderne Katalysatoranlage der Gemeinschaftsmüllverbrennungsanlage in Betrieb · Russische Handball-Nationalmannschaft in Freundschaft gegen HC RWO · Indonesiens Staatspräsident Soeharto besucht MAN GHH · 54jähriger Türke stürzt auf der Baustelle Neue Mitte zu Tode · Ruhrbischof Hubert Luthe weiht neuen Kreuzweg zur Hanielhalde an der Stadtgrenze · Babcöcker befürchten im Rohrleitungsbau weiteren Stellenverlust · Neuer Gewerbepark Am Kaisergarten (ehemals Schlackenberg) ist erschlossen · NRW-Minister Franz-Josef Kniola lobt Tempo beim Umbau der Stadt · Friedensdorf hilft Kindern in Georgien · Bahn will Hauptbahnhof für 30 Mio. DM umgestalten · Mühle Baumeister dient nach Restaurierung künftig als Museum · NRW-Kultusminister Hans Schwier eröffnet 41. Internationale Kurzfilmtage · Umfrage: Stadtverwaltung schneidet bei Bürgern positiv ab · City-Agentur soll mehr Leben in die Innenstadt bringen ·

Mai

Baubeginn für HDO-Produktionsstudio an der Vestischen Straße · Britischer Musik-Gigant His Master's Voice mietet im CentrO. · Ausstellung zum Kriegsende vor 50 Jahren in der Gedenkhalle · 30 Brautpaare geben sich am 5.5.95 im Rathaus das Ja-Wort · Glockengeläut erinnert am 8. Mai an das Ende des Zweiten Weltkrieges und die Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft · Europlast Rohrwerke in Holten stellen Betrieb ein · Wilhelm von Schmeling (Die Grünen) zieht seine Landtagskandidatur aufgrund eines Ermittlungsverfahrens gegen seine Person zurück · Feuerwehr rettet Pferd aus der Ruhr · Landtagswahl in Oberhausen: SPD 59,53 vH, CDU 26,75 vH, Grüne 7,78 vH – Heinz Schleußer, Prof. Dr. Manfred Dammeyer und Dr. Heinz-Jörg Eckhold ziehen in den Landtag ein · Ausstellung „Feuer & Flamme" im Gasometer wiedereröffnet · CenterPoint soll markanter Punkt bei der Umgestaltung der Sterkrader Innenstadt werden · NRW-Finanzminister Heinz Schleußer eröffnet Handwerkszentrum Ruhr an der Mülheimer Straße ·

Stallgebäude wird restauriert: Arbeiten auf Burg Vondern fortgesetzt

Schlaflos in Oberhausen: „Wilde Herzen" im Theater

Riesenspektakel im Revierpark: Ritter kämpfen um Gunst der edlen Dame

Juni

Stadtsportbund feiert 50jähriges Bestehen im Stadion Niederrhein · Eisenheimer Kneipe „Distel" existiert seit 100 Jahren · Türke aus Oberhausen vor Düsseldorfer Disco erstochen · Schwede Dan Kullgren gewinnt 45. Internationales Radrennen um den Rück-Preis · Neuer Waldorf-orientierter Kindergarten im alten Bahnhof Osterfeld-Nord · Stallgebäude der Burg Vondern wird restauriert · RWO schafft souverän den Aufstieg in die Fußball-Regionalliga · Anti-Drogen-Kampagne des Landeskriminalamtes im Music Circus Ruhr · Leichtathletik-Persönlichkeit Günther Stolz stirbt im Alter von 57 Jahren · Fehlbedarf im Haushalt steigt auf 124 Mio. DM · Richtfest beim Feuerwehr-Neubau in Sterkrade · Walter Paßgang neuer Kreisverbandsvorsitzender der CDU · Bahnhofsturm wird saniert · 20 Jahre Studienzentrum Oberhausen der Fernuniversität Hagen · Protest gegen geplante Schließung des Osterfelder Hallenbades · Matrose aus Ostfriesland nach Unfall im Rhein-Herne-Kanal ertrunken · „mittwochs live" des WDR aus dem Gasometer ·

Juli

Jugendaustausch mit türkischer Stadt Mersin · Ebertbad besteht 100 Jahre · Theaterpublikum nimmt Abschied von Erfolgsrevue „Wilde Herzen" · Technologiezentrum Umweltschutz (TZU) auf Erfolgskurs · Hamburger Musical-Ensemble begeistert beim Sterkrader Spiel- und Sportwochenende · Brand in Sperrmüllbergen im Recycling-Zentrum · „45 Jahre Formel 1"-Ausstellung im Bero-Zentrum · Hollywood-Star Arnold Schwarzenegger besucht die Baustelle CentrO. · NRW-Wirtschaftsministerium will in Oberhausen „Europäisches Solarzentrum" aufbauen · Drei Minister aus Oberhausen im neuen Landeskabinett von Johannes Rau: Bärbel Höhn (Umwelt), Heinz Schleußer (Finanzen), Prof. Manfred Dammeyer (Europa- und Bundesangelegenheiten) · Stadtarchiv in ehemalige Tackenbergschule verlegt · Panoramabilder auf dem Gasometer-Dach · Wertvolle Funde bei Ausschachtungsarbeiten an der Burg Vondern · Tiergehege im Kaisergarten ausgebaut · OTHC-Tenniscracks starten mit Sieg in Berlin in das Tennis-Abenteuer Bundesliga ·

August

50 Jahre Bauunternehmen Schulte-Hubbert · Amerikanische Fünf-Zentner-Bombe in Osterfeld entschärft · Zweitägiges Ritterturnier mit Heerlager im Revierpark Vonderort · Neue Euro-Kennzeichen sind beliebt · Foucault'sches Pendel Attraktion im Gasometer · Kreißsaal im EKO mit Millionenaufwand neu gestaltet · Schiffswrack versinkt nach Brand im Kanal · 11.500 beim Fußballhit RWO gegen RWE (0:1) im Stadion Niederrhein · Osterfelder Straße: Neue Brücke über den Kanal eingeschwommen · Leck am Chemiewaggon am Güterbahnhof West hält Feuerwehr zwölf Stunden in Atem · GHH-Brücke zwischen Autobahnkreuz Oberhausen und BAB-Anschlußstelle Holten wird nach 59 Jahren abgebrochen · „Trio Klang(t)räume" präsentiert im Gasometer die CD „Gasomagic" · Zum Abschluß von „Allee hopp" tolles Feuerwerk am und auf dem Gasometer · 56jähriger Oberhausener tötet seinen Nachbarn nach Streit mit drei Schüssen · Kinderschutzbund richtet unter Tel. 11103 Notruf für Oberhausen und Mülheim ein ·

Auf Anhieb Deutscher Vizemeister: Tennis-Bundesligateam des OTHC

Stadtspitze malte schräges „O.": Größtes Bild der Welt am Gasometer

Notlandung in der City: Heißluftballons ging die Puste aus

September

Vizemeister: OTHC-Tenniscracks unterliegen knapp im Endspiel um die Deutsche Tennis-Meisterschaft gegen Halle · Land gibt 2,8 Mio. DM für Umbau des Behrens-Lagerhauses zum Depot des Rheinischen Industriemuseums · Theater auf der Haniel-Halde: „Der Berg ruft" · Bürgerinitiative und Stadt suchen nach gemeinsamer Lösung für das Marktstraßen-Dach · Rhein-Herne-Kanal wird verbreitert · ARD-Fernsehfilm „Svens Geheimnis" in der Adolf-Feld-Schule gedreht · Festakt zum 75jährigen Bestehen des Theaters Oberhausen · Lkw verliert im Autobahnkreuz Oberhausen 100 Fässer mit 200 Litern Alkohol · Stadtrat votiert für Gründung der WBO GmbH · Stemmersberg-Siedler beunruhigt über geplanten Verkauf der Wohnungen an die Landesentwicklungsgesellschaft · Richtkranz weht über der Centr*O.*-Baustelle · Zirkus Fliegenpilz begeistert in Osterfeld · C & A kündigt für 1996 Aufgabe des Kaufhauses in der Innenstadt an · Institut Kurzfilmtage zieht in die umgebaute Meuthen-Villa · GHH-Dampfturbine bereichert das Industriemuseum ·

Oktober

Größtes Bild der Welt hängt am Gasometer · 38jähriger Oberhausener stirbt nach tragischem Unglücksfall auf einem Schießstand in Bottrop · GHH-Museum St. Antony-Hütte wechselt in den Besitz des Rheinischen Industriemuseums · 90 Jahre Sterkrader „Freiherr-vom-Stein-Gymnasium" – Anne-Frank-Realschule (ehemals Karl-Broermann-Realschule) besteht 75 Jahre · SPD-„Urgestein" Rudi Holberg stirbt im Alter von 77 Jahren · Holländer Hans Matthijsse managt Einkaufszentrum im „Centr*O.*" · Belgierin Sabine Appelmans spielt künftig für TC Babcock in der Tennis-Regionalliga · „Feuer & Flamme" zeigt auch DFB-Meisterschale und -Pokal · Satiretage im Zentrum Altenberg · Bochumer Tarm-Gruppe plant Nobeldisco im „Centr*O.*" · Babcock erhält Auftrag für Braunkohlekraftwerk bei Leipzig · Suchaktion der Polizei erfolgreich: Dreijähriges Kind irrte in Königshardt stundenlang durch den Wald · MAN GHH hat Umstrukturierung vorerst abgeschlossen · OB-Theaterpreis erstmalig vergeben: Günter Alt ist Publikumsliebling ·

November

Rekordergebnis von fast 500.000 Besuchern erreicht: Ausstellung „Feuer & Flamme" im Gasometer schließt endgültig ihre Tore · 5. Jugendbuchtage in Oberhausen · MAN GHH Oberhausen und Deutsche Babcock-Borsig AG in Berlin kooperieren künftig beim Bau von Turbomaschinen · Notlandung ohne Verletzte: Drei Heißluftballons ging über der City die Luft aus · Gute Idee: Baustellen-Party in der Sterkrader Innenstadt · Coca-Cola in Essen prüft für Verlagerung der Hauptverwaltung auch Standort Oberhausen (Centr*O.*) · Konzertreihe gestoppt: Philharmonia Hungarica gibt auf · NRW-Ministerin Behler: 4. Gesamtschule in Oberhausen ist genehmigungsfähig · „Theater-Ehe" geplant: Schauspielhäuser Oberhausen und Essen sollen ab der Spielzeit 98/99 kooperieren · Wechsel bei MAN GHH: Dr. Wolfgang Brunn löst ab 1996 Dr. Hans-Georg Vater als Vorstandsvorsitzender ab · Baugenehmigung für das Markstraßen-Dach erteilt · RWO trennt sich von Trainer Fred Bockholt – Hermann Erlhoff neuer Mann auf der „Kommandobrücke" ·

VENCEREMOS K 14

Die Fabrik ist eine der ältesten Polit- und Kulturinitiativen in Deutschland

MICHAEL SCHMITZ

„Die Politik ist keine Wissenschaft, wie viele der Herren Professoren sich einbilden, sondern eine Kunst."

Dies sagte kein anderer als Bismarck am 15. März 1884 im Reichstag. Der „eiserne Kanzler" war zweifelsohne ein weitblickender Mann, aber 84 Jahre voraus konnte auch er nicht sehen. Denn dann hätte er einer Verbindung von Politik und Kunst, wie sie ihm damals nie und nimmer vorgeschwebt hatte, mit Sicherheit einen Riegel vorgeschoben.

Wenn Bismarck heute vor der schweren Eisentür an der Lothringer Straße 64 stünde, würde er dahinter mit Sicherheit ein kleine Fabrik vermuten. Recht hätte er, der Herr Reichskanzler (†), wenngleich ihn einige Plakate schon stutzig machen müßten. Denn da steht vom Engagement für Verfolgte, Unterdrückte, für Minderheiten geschrieben – iggittiggitt.

Und der Name „K 14", damit könnte Otto „von" schon gar nichts anfangen. Zwar gab es zu seiner Zeit politische Gesinnungsschnüffelei sozusagen „en gros" , aber es gab eben noch nicht dieses 14. Kommissariat, das den 68ern des 20. Jahrhunderts nachstellte, wo es nur konnte und mochte.

Zur Gründung der wahrscheinlich ältesten Polit-Kultur-Initiative (heute würde man noch neudeutscher „soziokulturell" sagen) in deutschen Landen. Im Mai 1968 standen einige Oberhausener (nicht nur) Sozialdemokraten an irgendeiner Ecke und diskutierten noch erhitzt, nachdem sie soeben an einer Demonstration gegen die Notstandsgesetze teilgenommen hatten, die dem Bundestag zur Abstimmung vorlagen. Darunter waren aufmüpfig gewordene Oberhausener Künstler, ein evangelischer Pfarrer, Jung-Politiker. Vor allem die linke Szene der Oberhausener Künstler wollte eine Heimat finden, um politisch zu diskutieren und lokale Künstler/innen auszustellen.

Natürlich war der Name „K 14", an den man für einen Verein dachte, bewußt als Provokation gewählt, denn das 14., das politische Kommissariat der Polizei, schnüffelte damals hinter allem her, was auch nur den Anschein erweckte, mit der Außerparlamentarischen Opposition, kurz „APO" geheißen, zu sympathisieren. Die APO und ihre vermeintlichen Gesinnungsgenossen füllten ganze Datenregister des Verfassungsschutzes.

Zwei Künstler, der Bildhauer Heinz Brieden und der Maler, Karikaturist und Jazzmusiker Walter Kurowski („Kuro" geheißen), sowie der Pfarrer Will Adam, seinerzeit Mitbegründer des Oberhausener Friedensdorfes, machten sich auf Domizilsuche. Lange, lange dauerte es, bis sie über eine Kleinanzeige in der Oberhausener WAZ fündig wurden und zum 1. April 1969 das zweistöckige Haus an der Ebertstraße 34 nebst Dachgeschoß und Keller anmieten konnten. Monatsmiete 420 DM.

Dort tagte am 13. Mai 1969 die Gründungsversammlung für den „Verein zur Förderung politischer Bildung K 14", der alsbald am 16. Mai ins Vereinsregister eingetragen wurde. Gründungsmitglieder waren Jürgen Rogge, Hans-Dieter Schröder, Walter Kurowski, Gerd Rogge, Heinz Brieden, Ingrid Brieden, Wilhelm Adam, Christine Schröder, Hans Peter Auler, Brigitte Auler, Hildegund Kowski, Hannelore Kugelmann und Manfred Kugelmann. Der Verein war „e.V.", Heinz Brieden wurde zum 1. Vorsitzenden gewählt.

Zügig wurde begonnen, die Räumlichkeiten für künftige Zwecke eines Kommunikationszentrums mit Kunstausstellungen,

Jazz- und Folklorekonzerten, mit Kabarett und Lesungen, aber auch mit Diskussionsrunden beim Bier herzurichten. Wochenlang war die Künstlerschaft immer dort unterwegs, wo „Sperrmüllabfuhr" angesagt war. Der Oberhausener Möbelunternehmer Theo Bahn half unentgeltlich aus: „Sucht euch aus, was ihr braucht, ihr könnt es behalten, solange ihr wollt." Einiges von dem damaligen Mobilar steht heute noch in der Fabrik.

Von Anfang gab sich die Kultur- und Politszene der 68er an der Ebertstraße 34 die Türklinke in die Hand. Der Regisseur Günther Büch, jenes legendäre „enfant terrible" des deutschen Sprechtheaters der Nachkriegszeit, war regelmäßig mit vielen Schauspielern da. Hilmar Hoffmann, Oberhausens damaliger Kulturdezernent und Leiter der Westdeutschen Kurzfilmtage, die er selbst ins Leben gerufen hatte, ließ sich in dem neuen Treff in seiner Nachbarschaft häufig blicken. Das gilt auch für zwei nordrhein-westfälische Minister dieser Tage, für Prof. Dr. Manfred Dammeyer und Heinz Schleußer. Letzterer holte 1970 Günter Wallraff zum ersten Mal in die Fabrik.

Angefeindet wurde die außergewöhnliche Initiative von Anfang an, verschrieen als „Kommunisten". Der politischen Obrigkeit war sie ein Dorn im Auge, nicht ausschließlich der christdemokratischen. Immerhin gab der Verein am 26. September vor der Bundestagswahl folgende Anzeige auf: „Zähneknirschend empfehlen wir, SPD zu wählen".

Gleichwohl agierte die andere Seite besonders wütend, ein junger CDU'ler warf im Zorn über die politisch Andersdenkenden die schon einmal kurz vorher demolierte Frontscheibe an der Ebertstraße 34 ein, zerdepperte auch die Tür, auf die man beim ersten Anschlag mit weißer Farbe Hammer und Sichel gepinselt hatte. Ein paar Tage zuvor hatte man im Haus noch Heiligabend gefeiert, statt „Ihr Kinderlein kommet" die „Internationale" gesungen, hatte vor den Kirchen nach den Gottesdiensten Informationen zum Vietnamkrieg verteilt.

Anonyme Anrufe, Beschimpfungen, Stinkbomben im Hausflur und Drohbriefe gegen die Familien der Vereinsmitglieder blieben an der Tagesordnung. Eine Postkarte mit der Forderung „Enteignet Adam und Brieden" ging beim K 14 ein. Dabei verstanden sich die Initiatoren des Vereins ausdrücklich nicht als „Ableger" der APO, „Molotow-Cocktails", so Will Adam damals, „werden bei uns nicht gebaut. Hier sollen die vielfältigen Möglichkeiten vor dem Steinwurf ausgeschöpft werden." So war auch eine maßgeblich vom K 14 initiierte Demonstration gegen eine Kundgebung mit dem damaligen NPD-Vorsitzenden von Thadden auf dem Sterkrader Neumarkt friedlich verlaufen.

Ohnehin ließ man sich im K 14 nicht entmutigen, setzte man konsequent seine in den Zielen beschriebene Arbeit fort. Ein Kinderladen wurde Ende Mai 1970 eingerichtet. Engagierte Politiker wie der seinerzeitige Juso-Vorsitzende Karsten Voigt, der über eine Juso-Fahrt in die damalige DDR berichtete, referierten. Große Schauspieler wie Hanns Ernst Jäger, jener wunderbare Brecht-Interpret, oder Autoren wie Günter Wallraff lasen, Dieter Süverkrüp und Franz Josef Degenhardt sangen. Die Moskauer Verträge wurden diskutiert, mit Dr. Jürgen Schmude (später Bundesbildungs-

Hinter der Adresse Lothringer Straße 64 verbirgt sich ein breites Spektrum kultureller und politischer Arbeit

minister), Fritz Noll von der DKP-Zeitung „Unsere Zeit", Alexander Scholkwer von Radio Moskau (Anfang Oktober 1970 !) und dem damaligen Vorsitzenden der Jungen Union in Oberhausen, Heinz-Jürgen Prangenberg, der sich als einziger gegen die Verträge äußerte.

Und dann kam am 31. Januar 1971 das frühe „Aus" an der Ebertstraße. Das Haus hatte den Eigentümer gewechselt, der neue, noch heutige, hatte mit seiner Immobilie andere Pläne, obwohl in Gestalt theaterkultureller Mieter auch heute noch einiges vom damaligen Charakter zumindest teilweise erhalten ist. Selbstverständlich wurde das K 14 umgehend totgesagt, aber Totgesagte leben bekanntlich länger. Nachdem man zunächst mit einem Ladenlokal an der Helmholtzstraße liebäugelt hatte, fand der Verein an der Lothringer Straße 64 eine neue Bleibe, dort, wo dereinst eine traditionsreiche Druckerei und ganz früher mal eine Brückenfabrik beheimatet waren.

Csaba Deseö, der „Teufelsgeiger" aus Budapest, beim Jazzen im K 14

Und dort machte das K 14 weiter, wie es an der Ebertstraße begonnen hatte, als Anwalt der Schwachen, der Entrechteten, der Verfolgten, als kongeniale Verschmelzung von engagierter politischer Aufklärung mit avantgardistischen Kunst- und Kulturformen. Die bis dahin, vielleicht sogar bis heute größte Bewährungsprobe bestand die eigenwillige Fabrik 1973, als Salvador Allende als erstmals freigewählter sozialistischer Staatspräsident in Chile von den Pinochet-Faschisten gestürzt und ermordet wurde.

Häufige Gäste im K 14: Der Jazz-Musiker „Kuro" und der Kabarettist Dietrich Kittner. Diese Interpreten garantieren immer wieder Höhepunkte im Veranstaltungsprogramm.

Als die ersten Flüchtlinge aus Chile mit eingeschlagenen Zähnen in die Bundesrepublik kamen, fanden sie Zuflucht im und um das K 14. Viele von ihnen sind bis heute geblieben, fanden im „K" ein Forum, von dem aus sie gegen die Militärdiktatur kämpfen konnten, unterstützt von der damaligen Oberbürgermeisterin Luise Albertz (ansonsten wahrlich kein Fan vom K 14), vor allem aber durch zahlreiche Solidaritätsveranstaltungen, die der Verein organisierte.

Dem steten Eintreten gegen Gewalt und Terror ist der Verein bis heute treu geblieben, ob während des Golfkrieges oder seit Jahren im Engagement für die bosnischen Kriegsopfer und die verfolgte kurdische Minderheit in der Türkei, ob im Kampf gegen die Apartheid in Südafrika oder auf ganz lokaler Ebene die Rückendeckung für den damaligen städtischen Beigeordneten Hugo Baum. Denn der war in der Altenberger Fabrikzeitung auf der Titelseite vor dem Hintergrund der dort entdeckten Bodenverseuchung über eine üble Foto-Montage an einen fast nationalsozialistisch anmutenden Pranger gestellt worden.

Die Leute vom „K", irgendwie Jahre zuvor so etwas wie Mitbegründer des Bürgerzentrums, riefen ihre soziokulturellen „Kollegen" zur Besinnung. Liegt es daran, daß Hugo Baum, der damals böse Geschmähte, wahrlich aber kein Sozialdemokrat des linken Spektrums, heute als Pensionär im K 14 nicht selten zu sehen ist? Wohl kaum, auch dem ebenso klugen wie toleranten „Pensionär" dürfte sehr wohl bewußt sein, welch faszinierendes „Gesamtkunstwerk" sich hinter der Fabrik K 14 seit jetzt mehr als 26 Jahren verbirgt. Die Liste der Großen aufzuzählen, die im „K" waren, sprengt ein komplettes Jahrbuch.

Maler wie Peter Sorge stellten, damals noch unbekannt, im „K" aus, Kabarettisten wie Dietrich Kittner kommen immer wieder, die jiddische Sängerin Lin Jaldati begeisterte bei mehreren Konzerten ebenso wie Titti Winterstein mit seinem Zigeunerjazz oder Georg Kreissler. Erstmals der Fabrik gelang es, unmittelbar vor einer Bundestagswahl alle Oberhausener Spitzenkandidaten an einen Diskussionstisch zu bringen.

Die Berliner „Rote Grütze", im „offiziellen" Theaterbetrieb damals eher argwöhnisch beäugt, gastierte zum Entsetzen des Establishments mit „Darüber spricht man nicht", ihrem Aufklärungsstück für Kinder. Helge Schneider spielte an der Lothringer, Hulda Pankok präsentierte Arbeiten ihres Mannes Otto Pankok. Und der Chronist erinnert sich gut an einen seiner ersten Gehversuche als Kritikus am 8. November 1975, als er über ein Konzert mit der jungen Berlinerin Jasmine Bonnin schreiben sollte und sich ebenso prompt wie unsterblich in die wunderbare Chansonette verknallte.

Heute hat sich der Kreis im „K" geschlossen. Nachdem eine junge Clique vor einigen Jahren gottlob vergeblich versuchte, die Fabrik zu einer alternativen Disco umzufunktionieren und sich von den Zielen der Satzung entfernen wollte, sind die Macherinnen und Macher von einst wieder aktiv. „Kuro" ist mit dem Jazz-Karussell an die Stätte seiner einstigen „Schandtaten" zurückgekehrt, die Briedens sind aktiv,

Auch Chöre proben und gastieren im K 14 und machen es so zur vielseitigen Kommunikationsstätte

ohne Ingrid wäre das „K" wohl ohnehin längst pleite.

Auch Anneliese Althoff vom ASSO-Verlag steckt wieder voll drin, ebenso Rolf Kempkes. Ellen Diederich ist mit ihrem Frauenfriedensarchiv von der Lothringer Straße 64 aus weltweit im Einsatz, Fasia Jansen betreut unermüdlich den Eine-Welt-Laden „Four Directions", in dem von Frauen aus der sogenannten Dritten Welt in Handarbeit erstellte Waren verkauft werden. Der Erlös fließt dahin zurück, wo die Waren herkommen. Heinz Brieden: „Es freut mich, daß es immer noch Überlebende gibt, die den Rücken nicht gebeugt haben. Aber auch unserem Nachwuchs muß klar sein, daß er was zu bewegen hat. Man darf den Leuten nicht alles abnehmen."

So ist es wie früher, der ehrenamtliche Thekendienst wechselt allabendlich, wenn eine/r absagt, und das sind nicht selten Jüngere, springt meistens Ingrid Brieden ein, man trifft die Gesichter von damals und neue, junge Leute. Und wer beim Bier oder Wein sitzt, ob er/sie nun Skat spielt oder Poolbillard, der ist wie in all den 26 Jahren von Bildern und Plakaten umgeben, der kann sein Leberwurst- oder Käsebrot mampfen, kann fetzig diskutieren oder einfach auch mal nur dumm rumschwätzen. Geändert hat sich wenig. Der Feind wird nach wie vor „rechts" gesehen, aber wie vor 26 Jahren wird ansonsten nicht nach dem politischen Gebetbuch gefragt, wenn sich jemand engagieren will. Heinz Brieden: „Es gibt nichts Schlimmeres, als wenn die Leute im eigenen Saft vor sich hinschmoren, statt miteinander zu reden und kreativ zu sein."

So passierte es vor einigen Jahren, daß man dem Verein wegen angeblicher Lärmbelästigung und verbotenen Getränkeausschankes den Garaus machen wollte. Das Team an der Lothringer Straße reagierte, wie wohl nur diese Initiative agieren kann. Statt aufzugeben, wurde ein neuer, großer Raum eingerichtet. Verdammt noch mal, das K 14 ist jung wie eh und je, mit den „Alten", so scheint es, eher noch jünger, frecher, aggressiver geworden.

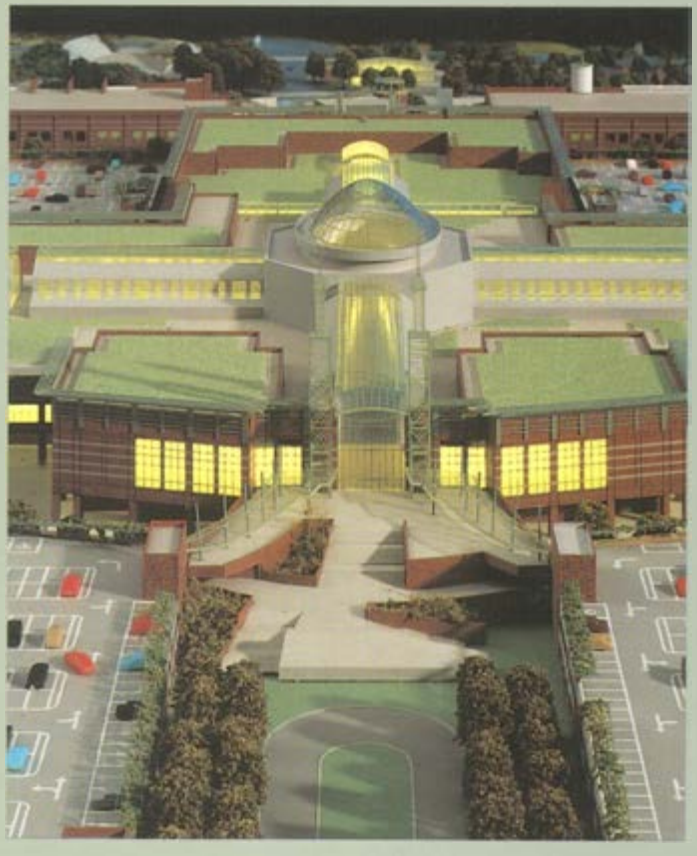
Gut, im Gegensatz zu früher nimmt man auch im K 14 heute öffentliche Zuschüsse an, weil ohne sie im soziokulturellen Konkurrenzkampf, der in der Fabrik ein politkultureller geblieben ist, längst nicht mehr hätte überleben können. Heinz Brieden zu Gelüsten vor einiger Zeit des Kulturamtes, dem Verein einiges von den städtischen Zuschüssen zugunsten anderer Einrichtungen wegzunehmen: „Es kann doch nicht sein, daß wir von den 16000 DM noch etwas abgeben, die ausschließlich für Kulturveranstaltungen draufgehen. Keiner fragt danach, daß wir auch Miete, Strom, Heizung und Steuern zahlen. Und daß wir nach wie vor viele Solidaritätsveranstaltungen machen. Auch bei uns wird auf kleiner Flamme gekocht."

Nicht, was die Aktivitäten angeht. Heute ist auch Karnevalistisches im K 14 möglich. Soeben erwachte dort der frühere Hinterhofhoppediz.

Nein, dem Selbstzweck hat der Verein nie gedient, im K 14 wurde und wird immer der Traum von einer besseren Gesellschaft gewagt. NRW-Ministerpräsident Johannes Rau besitzt eine Mappe mit Arbeiten geflohener chilenischer Künstler/innen, stammend von einer Ausstellung im K 14, Titel: „Venceremos". Trefflich auch für das politische und kulturelle Leitmotiv des „Vereins zur Förderung politischer Bildung K 14 e.V.". Denn sie/wir werden siegen. Venceremos, K 14 hab Dank.

Das Jahr 1996 wird für die Zukunft der Stadt Oberhausen ein bedeutendes und zugleich ereignisreiches Jahr werden. Im September werden in der Neuen Mitte das Großprojekt Centr*O.* mit dem Einkaufs- und Freizeitzentrum und die Arena eröffnen, bereits im Juni fährt wieder eine Straßenbahn durch Oberhausen.

Themen, denen sich der Jahrbuch-Band „Oberhausen '96" ebenso widmet wie dem Blick zurück, beispielsweise auf 150 Jahre Arbeitersiedlung Eisenheim.



Plitt Druck- und Verlag, Oberhausen